Das
Spiel des Todes.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Zweites Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1851.

Die Mestivière.

Es war etwa zwei Uhr Nachmittags.

Der Nordwestwind jagte die Wolken vor sich hin, aus denen sich jedoch kein Regen mehr ergoß. Der Himmel zeigte jenen wechselnden und unbeständigen Anblick, wie in den Apriltagen, wenn Sonnenschein und Regenwetter mit einander kämpfen. Der Landmann in der Bretagne sagt, wenn er bei solchem Wetter die Wolken an dem Himmel dahin fliegen sieht: „Der Teufel prügelt seine Frau."

Wir kehren zu jener Stelle des Laufs der Vesvre zurück, wo wir in der verwichenen Nacht übersetzten und unfern von welcher der arme Argent seinen Tod fand.

Wir sind bei der Mestivière.

Wenn Tiennet Blône, der Alles wußte, die Wahrheit gesagt und Herr Fargeau Créhu de la Saulays, der ältere Neffe des Herrn Jean von der See, diesen Ort gewählt hatte, um in der Dämmerung der hübschen Olivette ein Stelldichein zu geben, so hatte Herr Fargeau damit für seine Einsicht und seinen Geschmack einen guten Beweis geliefert.

Die Mestivière war ein Ort, welcher jedem Stelldichein, von welcher Art es auch sein mochte, ungemein günstig war.

Wie wir schon bemerkten, ist die Mestivière eine Art von Vorgebirge, welches sich unmittelbar und schroff an der Vesvre erhebt, und dessen Grund von dem Flusse sogar ausgewaschen ist. Auf der Höhe dieses Vorgebirges war eine unregelmäßige Fläche, groß genug, daß der ganze Viehstand des Schlosses daselbst weiden konnte, wenn die Ebene überfluthet war.

Der Wald von Ceuil umgab diese Fläche auf drei Seiten, während die vierte Seite nach der Vesvre ging; man sah von hier aus den Fluß in einer Tiefe von hundertundzwanzig bis hundertunddreißig Fuß unter sich.

Man hatte an dem Rande dieses Abhanges eine ungeschickte Balustrade von Pfahlwerk und Schlinggewächsen angebracht, weil das blinde Fräulein Bertha, wenn sie in den Gängen des Waldes lustwandelte, bisweilen bis hierher kam.

Endlich müssen wir noch bemerken, daß man von der Mestivière eine ungemein malerische Aussicht hatte. Man überblickte von derselben, wie von einem natürlichen Balcon, die schönste Landschaft des Departements der Ille und Vilaine.

Da wir dort für einen halben Tag unser Zelt aufpflanzen wollen, um daselbst Manches zu hören und zu sehen, um einen ganzen Act unsers Drama's an uns vorüberziehen zu lassen, so wird es ganz gut sein, wenn wir vorher alle Einzelheiten kennen lernen, so daß wir uns dieselben deutlich vor Augen denken können.

Von den kleinern Pfaden abgesehen, welche durch den Wald gingen, führten zwei Hauptwege nach der Mestivière: der eine kam von der Wiese herauf, der andere von dem Schlosse herab.

Der erstere ging um die felsige Basis des Vorgebirges,

machte verschiedene Schneckenwindungen, bot größtentheils in den Felsen gehauene Stufen dar und endete an der westlichen Seite der Hochfläche, genau da, wo auch die schon erwähnte Balustrade endete.

Der zweite ging gerade auf die Vesvre zu und man sah von ihm, in der Ferne Vitré vor sich liegen. Er zog sich an einem mildern Abhange schlängelnd den Berg hinan und wich ein wenig zur rechten Seite ab, besonders um die gewaltigen Wurzeln der Eichen zu vermeiden, welche von der Seite des Waldes aus auf die Oberfläche der Erde hervortraten.

Seine Mündung auf die Hochfläche bildete eine Art von Thor, welches zur Rechten und zur Linken von Granitfelsen gebildet wurde.

Dieser zweite Weg, welcher östlich führte, durchschnitt die Straße von Vitré nach dem Schlosse.

In der Richtung dieses Weges war der Wald lichter, und besonders zu der Winterszeit konnte man zwischen den einzelnen hohen Bäumen hindurch, welche hier und da den Niederwald überragten, die hohen Feueressen des Schlosses sehen.

Zwischen den beiden Wegen war nach Nordwest die Balustrade und der Abhang, nach Süd und Süd-Ost der Wald, hier und da von schmalen Pfaden durchbrochen, und zwar sah man, so weit das Auge zu reichen vermochte, nach dieser Seite hin nur den Wald, zwischen dessen Bäumen dann und wann ein kahler Felsen sein bemoostes Haupt emporreckte.

Alles das war groß und schön, alles das schien größer und schöner noch inmitten dieser Gegend, welche sonst selten ferne Aussichten gewährt, weil fast überall hervortretende Hügel den Horizont verkürzen.

Nun bleibt uns nur noch übrig, von der hohlen Eiche auf der Mestivière zu sprechen, die wir schon ein Mal erwähnt haben, und welche eine ehrenwerthe Rolle in unserer Erzählung spielt.

Diese Eiche, welche von fabelhafter Stärke und fast eben so berühmt war, wie die berühmte Eiche von Prévalaye bei Rennes, hatte vielleicht schon seit einem Jahrhundert ihre Spitze verloren. Nur die Rinde war noch von ihr vorhanden, allein diese Rinde war dick wie eine Mauer und hielt eine Menge von Aesten, deren jeder die Stärke eines tüchtigen Baumes hatte. Dabei hatten diese Aeste einen kräftigen Wuchs, dicht verwachsene Zweige, und lieferten eine reiche Ernte von Eicheln.

Wie mir der gute Pfarrer von Vesvron erzählte, der sich übrigens dabei auf die locale Tradition stützte, hatte der gute König Heinrich IV. unter dieser Eiche ein Stück Speck gegessen und dieselbe ganz köstlich gefunden.

Allein obgleich ich eine gute und entschiedene Portion Glauben besitze, so traue ich doch den Eichen nicht, unter welchen der gute König Heinrich IV. Speck gegessen hat.

Es giebt zu viele solcher Eichen. Heinrich IV. aß gewiß gern Speck, aber kann doch unmöglich unter jeder großen Eiche Speck gegessen haben.

Aber noch eine andere authentischere Erinnerung, eine Erinnerung, welche eher Grund haben kann, knüpft sich an diesen Riesen des Waldes von Ceuil.

Vier Fuß über der Erde ist die Rinde zerschnitten und trägt gewaltige Narben, welche auf mit einem Messer eingeschnittene Buchstaben deuten.

Der Pfarrer von Vesvron hat diese durch die Zeit und die

Thätigkeit der Vegetation etwas entstellten Narben entziffert. In der obern Reihe hat er die vier Buchstaben **M. R. C. S.** entdeckt, in der untern die Buchstaben **F. M.** und die Jahreszahl 1668.

Seine Erklärung ist ziemlich annehmbar.

Er deutet nämlich die Buchstaben der ersten Zeile: Marie von Rabutin-Chantal, Marquise von Sévigné.

Und die Buchstaben der zweiten Reihe: Françoise Marguerite, 1668.

Françoise Marguerite von Sévigné war 1668 gerade siebenzehn Jahr alt. Im folgenden Jahre wurde sie Frau Gräfin von Grignan.

Sie war die innig Geliebte, die Angebetete, an welche jene Briefe geschrieben wurden, welche gleichsam die Blüthen jenes großen Jahrhunderts sind.

Die Höhlung der Eiche auf der Mestivière konnte einen Tisch und mehre Personen mit großer Bequemlichkeit enthalten. Außer dieser Haupthöhle hatte sie aber im Innern wie im Aeußern, noch eine Menge mehr oder weniger tiefer und breiter Löcher, und zwar besonders an den Stellen, wo früher Aeste gesessen hatten.

An der Stelle, wo sie stand, die ganze Umgegend beherrschend, war sie einer der wunderschönsten Nachtposten in der Welt.

Zu der Stunde, zu welcher wir auf unserer Rückkehr von Vitré das Vorgebirge ersteigen, diente auch die hohle Eiche auf der Mestivière gerade als Beobachtungsposten.

Die Schildwache, welche in sie getreten war, trug zwar keine Waffen und hatte überhaupt keine kriegerische Haltung; aber

dennoch konnte man in ihren Zügen, welche durch den Zorn verändert waren, ziemlich feindselige Absichten lesen.

Diese Schildwache war unser guter Freund Yaume, der Hirt von Ceuil und Liebhaber des Fräulein Olivette.

Während seine Kühe das kurze Gras und die wilden Chamillen an dem Abhange der Mestivière abweideten, blies Yaume nicht auf seiner ländlichen Schalmeie, wie die Hirten des Virgil, noch flocht er Strohhüte, wie es eine der gewöhnlichsten Beschäftigungen der Hirten in der Bretagne ist. Er saß vielmehr im Hintergrunde der natürlichen Kammer, welche von der Höhlung der Eiche gebildet wurde, legte sein Auge an eins der Löcher, welche den Stamm durchbohrten und blickte ununterbrochen nach dem Wege, welcher nach Vitré führte.

Yaume war schon lange an dieser Stelle. Seine Kühe hatten sich satt gefressen, aber er dachte nicht an den Rückweg.

Die Uhr des Schlosses hatte die Mittagsstunde verkündet, wie gewöhnlich, aber Yaume hatte nicht zu Mittag gespeist. Sein Magen erinnerte ihn auch nicht, da die Sprache desselben durch die weit lautere Sprache des Herzens übertäubt wurde.

Yaume hatte einen großen Kummer.

Bei Tagesanbruch war er schon des Regens ungeachtet hierher gekommen. Von Stunde zu Stunde hatte er gesehen, wie sich das Wasser der Ebene allmählich verlief, bis endlich die Vesvre nur noch das Drei- oder Vierfache ihrer natürlichen Breite hatte und wie ein weißer Bergstrom zwischen dem dunkeln Grün der Wiesen dahin floß.

Das kümmerte ihn aber wenig. Nicht deßwegen überschaute er so ausdauernd die Ebene.

Der arme Yaume! seine Augen waren geröthet, freilich wohl zum Theil in Folge der Kälte, noch mehr aber daher, weil er so viel geweint hatte

Ach! Olivette! Olivette!

Gegen neun Uhr Morgens hatte er einen schwarzen Punkt bemerkt, welcher sich auf der Straße von Vitré bewegte, und zwar jenseits der Ueberschwemmung, welche in diesem Augenblick noch immer beträchtlich war. Seine Brust hatte sich höher gehoben. Der schwarze Punkt wurde größer und größer.

Es war wirklich ein Mann, ein Mann zu Pferde!

Yaume hatte einen wilden Blick nach einem Winkel im Baume geworfen, wo er zwei derbe Knüttel von Mäusedorn versteckt hatte.

Das sind die wahren Knüttel, deren man bedarf, um einem Menschen den Schädel einzuschlagen.

Der Mann zu Pferde hatte sich in einen Kahn gesetzt.

Aber je näher er kam, desto mehr verlor Yaume seine Hoffnung.

Herr Gott! wozu die Mäusedorn-Knüttel, die hübschen frischen und zähen Knüttel, mit denen man Knochen zerschlagen kann, wie ein Glas?

Es war ja nur der Doctor Méaulle, der arme liebe Mann, welcher dem Herrn Jean von der See Arznei reichen sollte.

Als ob alle Mittel der Apotheken von Vitré die Todtenkerze hätten verhindern können, durch den Schlot eines Hauses hinabzufahren!

Der Doctor Méaulle landete am Fuße der Mesti-

vière, stieg den Pfad hinan und ging über den Abhang hinweg.

Beim Vorübergehen sah er die Kühe weiden, die schönen und guten Kühe, welche in dem ganzen Bezirk berühmt waren, und rief:

„Ohe! Hirt!“

Ohne Zweifel wollte er Erkundigungen in Bezug auf den Herrn Jean Créhu einziehen.

Aber Yaume dachte:

„Da er selbst zu ihm geht, so wird er schon erfahren, was er zu wissen nöthig hat.“

Und er blieb ruhig in der Eiche, der Dinge wartend, welche weiter kommen würden.

Der Doctor Méaulle ging.

Wenn Ihr krank seid, so kauft für sechs Liards, oder auch für zwei Sous Pulver auf dem Markte zu Vesvron. Aber geht nicht zu dem Arzte!

Die Einrenker (Chirurgen) sind nicht viel werth.

Die Aerzte taugen gar nichts.

Yaume blickte immer fort nach dem Wege nach Vitré.

Gegen halb zwölf Uhr zeigte sich wieder ein anderer dunkler Punkt.

Werden nun die Knüttel von Mäusedorn tanzen?

Noch nicht! Es war der Doctor Morin, welcher nach dem Doctor Méaulle kam, ein Todtenfresser auf einem Hippel, wie man in Vesvron sagt.

Ein Todtenfresser, das Wort versteht sich von selbst. Ein Hippel, une bigue, ist eine Ziege, und folglich ein

kleines, langhaariges, bärtiges, dickbeiniges Bauernpferd, mit demokratisch-socialen Haarbüscheln in den Köthen.

Für den Doctor Morin war das Pferd gut genug. Wir bemerken nur, daß er ritt, als hätte ihm der Teufel auf der Ferse gesessen.

Yaume fuhr fort, durch das Loch in dem Baume zu schauen.

Um zwölf Uhr zeigte sich der dritte dunkle Punkt. Es war Besnard, der Rechtsanwalt.

Um halb ein Uhr erschien der Notar Menand jun., eifrig an dem Riemen seiner Peitsche kauend.

Um ein Uhr erschienen zwei dunkle Punkte zu gleicher Zeit, der alte Houël mit dem Freund und Vetter, Herrn von Maudreuil.

Yaume dachte:

„Das sind, straf mich, hol mich! viel Raben für ein Luder!"

Was, Luder!

Wir müssen Yaume zurufen:

„Yaume, in der Zukunft sprecht anständiger!"

„Ihr seid ein einfacher Bauer und man muß Euch entschuldigen. Aber bedenkt, mein guter Freund, daß wir hier nicht in einem Stalle sind!"

Um drei Viertel auf zwei Uhr kam endlich eine Carriole, und in der Carriole saßen die beiden Romblon mit dem jungen Herrn von Guérineul im Namen des Namens des Namens!

Die Carriole blieb unten zurück und die drei Reisenden kamen zu Fuß den Berg heran.

„Schöne Kühe!" sagte Papa Romblon.

„Gewiß!" bekräftigte Fifi; „sieh nur, Papa, die Schäcke hier!"

Man betrachtete die Schäcke.

Guérineul sagte:

„Die Schäcke ist fünfundzwanzig Pistolen werth, so wahr Gott unser Gott ist, im Namen eines Hundes!"

Und man ging vorüber.

Yaume warf einen schwermüthigen Blick auf die Schäcke.

„Ja, ja," murmelte er; „sie gehört dem Fräulein Bertha — wer weiß, wem sie morgen gehört."

Aber diese philosophischen Betrachtungen vermochten ihn nicht von seiner Wachsamkeit abzulenken.

Er legte das Auge wiederum an das Loch seines Schilderhauses.

Dieses Mal hatte er nicht lange zu warten.

Ein Mann zu Fuß kam laufend des Weges von der Stadt daher. Er war noch sehr weit, aber das Blut stieg Yaume in die Augen und er mußte seinen Mund weit öffnen, um hinreichend Luft für seine kochenden Lungen zu bekommen.

Die Romblon und Guérineul hatten den letzten Kahn benutzt, um auf das diesseitige Ufer zu gelangen. Der Mann zog seine Kleidung aus, band sie in ein Bündel zusammen, nahm dieses auf seinen Kopf und stürzte sich ohne Zögern in die Strömung.

„Ja, ja!" brummte Yaume, während er seine Zähne zusammenbiß, „Du schwimmst gut, mein Bursche Tiennet, aber ich, ich schlage gut!"

Tiennet setzte mit etwa einem Dutzend Armschlägen durch die Vesvre. Eilig kleidete er sich wieder an.

Yaume lächelte und dachte:

„Du scheinst sehr eilig, Tiennet, mein Junge, wirst aber wohl hier ein Wenig warten müssen! Ach! Gott verdamm! ja!"

Er ergriff seine beiden Mäusedorn-Knüttel, trat aus dem Baume hervor und stellte sich mitten auf dem Wege nach Ceuil zwischen den Klippen auf.

Dieser Yaume war ein Lamm, aber er hatte schon einem großen Kohlenbrenner von Boüeris den Schädel eingeschlagen, weil derselbe bei der Assemblée der Jungfer Olivette zu dicht unter die Nase geschaut hatte.

In Ille und Vilaine ist eine Assemblée das, was man auf den Dörfern bei Paris, in Pantin und Meudon une fête, in Flandern eine Kirmeß, in Nieder-Bretagne un pardon nennt.

Tiennet erschien bald auf der Höhe des Felshanges.

Er ahnte nichts, und doch war sein Gang langsamer geworden, entweder, weil er zu ermattet war, oder weil ihm einer jener Gedanken in den Kopf gekommen war, welche die Stirn beugen und die Muskeln erschlaffen.

Yaume lächelte, als er ihn nachdenkend und gesenkten Hauptes nahen sah.

Tiennet hatte den Hirten noch nicht erblickt.

Und doch waren sie nur noch wenige Schritte von einander.

Unmöglich hätte man einen größern Contrast sehen können, als den, welchen diese beiden jungen Männer darboten.

Beide trugen den Ausdruck der Gutmüthigkeit und Offen-

herzigkeit in ihren Zügen, aber nur in dieser Hinsicht konnte man sie mit einander vergleichen. Im Uebrigen waren sie durchaus unähnlich.

Wenn auch Tiennet vier oder fünf Jahr jünger war, so ragte er doch um einen ganzen Kopf über den Hirten hinweg. Sein Wuchs war auch unter dem bäurischen Kleide schlank und anmuthig. Die Sonne spiegelte sich in den seidenen Ringeln seines schwarzen Haares. Sein verständiges Antlitz war weiß und blaß, wie das eines Stadtkindes.

Der Hirt dagegen hatte einen kurzen und gedrängten Wuchs, ungeheuere Schultern, ein rothes Antlitz, welches stets lächelte, und um welches seine blonden, flachsartigen Haare spielten.

Es fand wahrlich zwischen ihnen ein Unterschied statt, wie zwischen einem Vollbluthengste und einem Bauerngaule.

Aber wer wüßte nicht, daß ein Bauerngaul Lasten trägt, unter denen der Vollbluthengst erliegen würde.

Yaume warf einen der Mäusedorn-Knüttel zu Tiennet's Füßen.

Dieser erhob die Augen und sah Yaume zum Schlagen bereit.

Er hob ruhig den Stock auf.

„Was hast Du gegen mich, Yaume?“ fragte er.

„Spuck in die Hand und wehre Dich!“ antwortete der Hirt auf rohe Weise; „hernach werden wir sprechen, wenn es Dir beliebt.“

Tiennet wollte antworten, aber Yaume's Knüttel, mit beiden Fäusten ergriffen, beschrieb zwei oder drei schnelle Kreise und fuhr dann mit schrecklicher Gewalt nach Tiennet's Kopfe.

Yaume führte fünf Meilen in die Runde den besten Stock.

Tiennet wich dem Schlage aus, sprang zurück und legte sich aus.

Zwei Knüttel von Mäusedorn.

Wo waren Mathurin Houin, der Müller, Pierre Mêchet, der Strohflechter, Yvon, Fancin, Mérieul und Louisic, der Bäcker?

Wo war die alte Renotte, die Heidin mit dem Rosenkranz, dem Schnauzbart und den Warzen?

Wo waren alle die Buchweizengrütze-Esser?

Wo waren sie, die Leute von Ceuil und die Leute von Vesvron, die jungen Burschen von Boüeris, die Bösewichter aus der Ortschaft Moyel, welche an der andern Seite des Waldes liegt, hart an der Hauptstraße nach Mans?

Wo waren sie?

Hört, wie die Stöcke treffen, Tik! Tak! Plautz!

Tik, schlechte Parade, Tak, volle Parade; Plautz! Ach, Herr! das Holz auf das Fleisch! Blaue Stellen für ein ganzes Jahr.

Was den Hieb betrifft, welcher die Schläfe trifft, so ahmt man seinen Ton nicht nach: der Tod ist stumm.

Holla! Mérieul, Fancin und Ihr Andern! Holla! Ihr Bauern, Kohlenbrenner, Müller, Bäcker, Strohflechter!

Kommt, kommt, sonst wird es zu spät sein! — Yaume macht kein langes Federlesen, um seinen Mann in das Gras zu strecken.

Kommt, kommt!

Kommt und seht, was ein großer weißer und bleicher Bursche gegen Yaume, den Hirten von Ceuil, vermag!

Aber es war Niemand zugegen, Niemand auf der Anhöhe, Niemand im Walde. Es war ein Zweikampf ohne Zeugen.

Wenn man nämlich die Schäcken-Kuh nicht als Zeugin gelten lassen will.

Man sagt, daß die Schäcken unter den Kühen so verständig wären, wie die Möpse unter den Hunden und die Rappen unter den Pferden.

Und in der That! während die andern Kühe ruhig das Gras und die Zwerg-Chamille abweideten, hob die Schacke den Kopf, legte die Hörner zurück und schaute mit ihren großen runden Augen dem Kampfe zu.

Vielleicht haben die Schäcken Geist.

Ein stolzer Kampf! Die Stöcke flogen, daß es eine Lust war. Kein Unterlaß, keine Waffenruhe! Man hieb immer, immer d'rauf los!

Yaume, der ein Meister war, arbeitete nach den Regeln der Kunst. Er hieb Primen, Secunden, Terzen und Quarten, schlug Finten und sprang ein, wie ein Fechtmeister.

Tiennet Blône, stets bleich und kalt, beschränkte sich auf die Defensive und parirte, so gut er konnte.

Sah man seine Stirn, welche in diesem Augenblick noch blässer geworden war, so hätte man meinen sollen, er fürchte sich.

Dieser Meinung widersprach aber sein großes, schwarzes Auge, das so leuchtend und ruhig war.

Unter fortwährendem Zuschlagen sagte Yaume:

„Gut! gut! meiner Treu! Das wird ein Ende nehmen, mein Tiennet! — man sagt, Du wärest ein Hexenmeister! — Gut! — wir werden das sehen! — Gut, gut! Du kannst Alles, aber kannst Du auch diesen Hieb pariren?"

Das war eine gewaltige Quart, welche nach einer vorgängigen Finte in horizontaler Richtung gegen Tiennet's Ohr gerichtet war. Tiennet's Schädel hätte zerschmettert werden müssen, wäre er von diesem Hiebe getroffen.

Tiennet dachte wenig daran, sich nach den Regeln der Kunst zu vertheidigen. Er war kräftig, geschickt, tapfer wie ein Löwe, aber vielleicht hatte er die edle Fechtkunst zu sehr vernachlässigt. So viel ist gewiß, daß er der furchtbaren Quart nur dadurch entging, daß er etwas zur Seite sprang.

„Jammer-Junge!" schrie Yaume verächtlich, aber ohne im Mindesten in seiner Thätigkeit einzuhalten. „Hättest Dein Holz geschickter anwenden sollen — so — und mir die Pfote zerschlagen. — Schaue nur!"

Und um seine Lehre durch das Beispiel zu bekräftigen, führte er einen Hieb von oben nach unten, welcher Tiennet's Achsel bedroht haben würde. Aber Tiennet sprang wiederum zur Seite.

„Eine schöne Gewandtheit!" rief Yaume, der nun wirklich in Wuth gerieth; „springen kann er, wie ein Zicklein! — rechts — links — nein, nein, Du bist kein Hexenmeister, mein lieber Tiennet, und ich werde Dich bald am fernern Springen behindern."

Damit deutete er einen schrecklichen Fintenhieb an, der sich gar nicht hatte erwarten lassen; aber Tiennet sprang mehr als zwei Schritte weit aus dem Bereiche des Stockes, und Yaume sah ihn, ruhig und gerade, wie vorher, sich gegenüber stehen.

Der ganze Körper des Hirten ward in Schweiß gebadet.

Er hatte Tiennet Blône noch nicht ein einziges Mal berührt.

Der einzige Vortheil, welchen er durch seine unvergleichliche Ueberlegenheit erreichte, bestand darin, daß er fortwährend Terrain gewann, da Tiennet stets zum Weichen gezwungen war.

Dieses Resultat war kein verächtliches, da der Abhang mit einem Abgrunde von hundertundfunfzig Fuß Tiefe endete.

War Tiennet einmal bis an diesen Abgrund gedrängt, so war er ein verlorner Mensch, er hätte denn ein Hexenmeister sein oder Flügel haben müssen.

Yaume hütete sich wohl, sein Ziel durchblicken zu lassen, aber alle seine Bemühungen waren dahin gerichtet, Tiennet in den Abgrund hinabstürzen.

Tiennet schien an diese Gefahr so wenig zu denken, wie an irgend eine andere.

Ueber mehr als drei Viertheile der Hochfläche hatten sie sich hinweg bewegt, während Yaume stets vorgedrungen, Tiennet aber fortwährend zurückgewichen war.

Yaume begann heimlich zu lachen. „Ach! die Mädchen laufen Dir wohl nach, mein schöner Junge Tiennet!" sagte er, um seinen Groll im Augenblick des Hauptschlages noch mehr anzuregen; „Du nimmst Deinen Freunden die Bräute hinweg

— warte! — Springe nur immerhin; Du bist kein Hexenmeister — und morgen wirst Du nicht mehr springen!"

Ein letzter Sprung brachte Tiennet bis zwei Schritte vom Abgrunde.

Dem Hirten traten die Augen vor den Kopf; auf seinen glühenden Wangen vertrocknete der Schweiß, welcher von der Stirn auf sie hinabrann. Seine Wuth, die bis zum Paroxysmus gesteigert war, machte ihn grausam.

Es war keine Gnade von ihm zu erwarten.

Er erhob seinen Knüttel. Dieses Mal mußte Tiennet festen Fußes den Hieb aushalten, denn bei einem neuen Rücksprunge wäre er in die Vesvre hinabgestürzt.

Aber Tiennet war nicht in Verlegenheit. Er dachte eine List aus, welche bei dem Knüttelfechten nicht in der Regel ist.

Eine hübsche List, über welche sich Fancin, Merieul, Yvon und die Andern gewundert haben würden, eine List, welche sogar den Beifall Mathurin Houins, des Nestors von Vesvron, erlangt haben würde.

Wir haben dieselbe Kunst bereits im Grand-Café de l'Industrie kennen gelernt, als sie gegen den gelehrten Stock des Doctor Morin, des royalistischen Arztes, angewandt wurde.

In dem Augenblick nämlich, als Yaume einen neuen Hieb gegen Tiennet führte, ließ dieser seine Waffe fahren, so daß sie zu seinen Füßen niederfiel, und ergriff im Fluge die Waffe des Hirten. Eine plötzliche heftige Erschütterung bewirkte, daß der letztere seinen Knüttel fahren ließ. Dieser beschrieb dann in Tiennet's Hand flüchtige Kreise, so schnell wie die Räder eines im Galopp davon fahrenden Wagens, und flog darauf in der

Tagente davon, um an Tiennet's Statt in die Vesvre hinabzustürzen.

Yaume war für einen Augenblick bestürzt, beugte sich dann aber instinctmäßig, um den andern Knüttel zu ergreifen. Tiennet kam ihm zuvor. Die beiden Köpfe trafen mit Heftigkeit gegen einander.

Zwei gute bretonische Köpfe. Zwei eiserne Töpfe!

Tiennet erhob sich und hatte seinen Stock in der Hand.

Yaume aber war zehn Schritte weit zurückgeflogen, betäubt, vernichtet, die Augen von Blut unterlaufen.

„Hexenmeister!" brummte er, während er sich aufrichtete, um zu fliehen; „man hatte es mir wohl gesagt! — Hexenmeister! — Hexenmeister!"

Tiennet lächelte, indem er weder Groll, noch Verachtung fühlte.

„Bleib da!" gebot er, „Du weißt wohl, daß ich Dir nichts Böses thue!"

„Das weiß ich wohl!" wiederholte der Hirt, dessen Züge jedoch den Ausdruck besonderer Ermuthigung nicht trugen.

Dennoch unterließ er seine Flucht, indem er den Ungehorsam nicht für zweckmäßig hielt.

Tiennet trat zu ihm.

„Pinsel!" sagte er zu ihm, „nimm Deinen Stock!"

Yaume öffnete die Augen weit. Das rührte ihn tief im Herzen.

„Ach!" sagte er mit dem Ausdruck der Reue, „es giebt nicht viele Burschen, wie Du, Tiennet Blône. — Warum muß Olivette zwischen uns Beiden stehen!"

„Olivette!" sagte Tiennet verächtlich.

„Lüge nicht!“ unterbrach ihn Yaume, „erst vorgestern hat man Dich noch nach Mitternacht auf dem Corridor gesehen, und zwar in der Nähe von Olivette's Kammer.“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Pierer Mêchet.“

„Pierre Mêchet hat nicht gelogen, mein armer Yaume — nur fällt es mir nicht ein, an Olivette zu denken, wenn ich nach Mitternacht durch die Corridore schleiche.“

„Woran denkst Du denn sonst?“ fragte der Hirt.

Tiennet antwortete nicht. Ein schwermüthiger Ausdruck umwölbte seine Stirn.

„Und wenn Du mit Olivette plauderst,“ fuhr Yaume fort, dessen Brauen sich wider seinen Willen zusammenzogen, „wenn Du ganz allein des Nachts hinter dem Schlosse sprichst, denkst Du dann nicht an sie?“

„Nein,“ antwortete Tiennet, der in Träumereien versunken war.

Yaume umfaßte krampfhaft mit seinen Fingern den Stock.

„Höre!“ rief er aus; „morgen oder übermorgen geht es von Neuem los. — „Da Du die Partie gewonnen hast, so hättest Du besser gethan, mir sofort den Schädel einzuschlagen!“

Während sie sprachen, waren sie über die Anhöhe wieder zurückgegangen und befanden sich nun auf einem der beiden Felsen, welche die Mündung des Weges nach Ceuil begrenzten.

„Setz' Dich dahin!“ sagte Tiennet.

„Er wandte sich, um noch einen Blick nach der Sonne zu werfen, welche sich bereits gegen Abend senkte, und fuhr dann fort:

„Ich werde das Land verlassen, Yaume.“

„Wahrhaftig!“ rief dieser in einem aufrichtigen Ausbruch der Freude aus.

Aber der kleine Yaume hatte ein braves Herz. Seine erste Regung war die der befriedigten Eifersucht; dann aber ergriff ihn schnell der Kummer, und zwar ein aufrichtiger Kummer, denn er liebte Tiennet im Grunde seines Herzens, und der Gedanke an ein Scheiden von dem Vaterlande ist der bitterste von allen für die Kinder der guten Bretagne.

„O!“ rief er aus, indem er den Ausdruck änderte, „Du willst gehen, Du, Tiennet Blône! — Und warum das?“

„Weiß ich es?“ antwortete halblaut der junge Mann; „ich bin nicht glücklich, mein armer Yaume. — Während ich jetzt mit Dir spreche, ist mein Loos schon entschieden, — ich sollte laufen, schnell laufen, um jene Seite zu lesen, auf welcher mein Urtheil geschrieben steht.“

Bah! Tiennet hätte zwei Stunden in diesem Tone fortfahren können, ohne daß Yaume ihn verstanden hätte.

„Es ist wahr,“ sagte er, „Du kannst lesen! Ach, verdammt! wenn Du wolltest, Du könntest Pfarrer werden!“

„Ich sollte laufen, laufen,“ wiederholte Tiennet, in dessen Zügen der Ausdruck der Begeisterung lag, „denn man kommt bisweilen zu spät — und das Leben ist lang für die Reue. — Aber es giebt hier Leute, welche ich liebe, — und da ich nicht mehr wachen kann, so will ich wenigstens, daß ihnen auch nach mir ein Vertheidiger bleibe Höre mich wohl an, Hirt, und behalte jedes meiner Worte, wie Du die Worte Deines Gebetes behältst. — Du hast Fräulein Bertha lieb, nicht wahr?“

„Ob ich das kleine Fräulein lieb habe!“ rief Yaume aus.

„O! verdammt, ja! — und auf die innigste Weise! — Du weißt wohl nicht, wie voriges Jahr, während des Winters, die gute Mathurin, meine Mutter, sechs Wochen lang am Fieber fest danieder lag? Herr Fargeau hatte mich von dem Schlosse fortgeschickt. Ich konnte nichts in einer Hütte thun, in welcher gar nichts war, weder Feuer, noch Brot, noch sonst etwas. Und die gute Frau siechte ohne Hilfe dem Tode entgegen! — O! das liebe kleine Fräulein! der gute Engel der Unglücklichen! Eines Morgens hatte meine Mutter ihre armen Augen geschlossen und ich saß in einer Ecke und weinte, ohne Rath und Hilfe zu wissen. Da öffnete sich leise die Thür. — Ich sah einen kleinen Hund hereinkommen, weiß, wie Schnee. Das Hündchen zog ein rothes Band hinter sich her und das Ende des Bandes ward von einer Hand gehalten, welche noch weißer war, als das Seidenhaar des Hündchens. — Und Fräulein Bertha trat ein. — Gott segne sie! O! Gott segne sie!"

In Yaume's Augen traten Thränen.

„Sie trat ein," fuhr er fort, „und mit ihr der Trost des lieben Gottes. Meine Mutter bekam Arznei und ich Brot. Dann kam ich wirder auf das Schloß zurück. Meine Mutter betet alle Sonntage für sie in der Kirche. Und was die Heilige für uns gethan hat, das hat sie auch für viele Andere gethan! — Ihr Herz ist, wie ihr Antlitz: das schönste, das sanfteste, das man denken kann! — O! schau! es giebt solche Engel nicht im Himmel. Verdammt! ich lüge nicht, aber ich ließe mir Millionen Millionen Mal das Leben nehmen, um ihr ein Mal nur ein Wenig Freude zu machen!"

„Das Leben mußt Du Dir nicht nehmen lassen, mein

Junge," antwortete Tiennet lächelnd, „sondern Du mußt es erhalten, denn sie wird Deiner bedürfen."

Yaume war ganz Ohr.

„Wenn ich mit Olivette gesprochen habe," nahm Tiennet wieder das Wort, „mochte es bei Nacht, mochte es bei Tage sein, so geschah das nicht um Olivette's wegen — denn ich verachte Olivette —"

„O!" unterbrach ihn Yaume, „sag mir das nicht, junger Mann!"

„Schweig!" gebot Tiennet mit Ueberlegenheit; „ich verachte sie — ich würde sie selbst hassen, wenn sie der Mühe werth wäre. — Wenn ich also mit ihr sprach, so geschah es um des Fräulein Bertha willen."

„O!" rief abermals Yaume aus, aber dieses Mal weniger zürnend, als das vorige Mal, weil die Neugierde jetzt bei ihm vorwaltete.

„Olivette kann viel Böses thun!" fuhr Tiennet fort; „sie hat kein Herz, und der Teufel hat sie in dem unterrichtet, was die jungen Mädchen in unserm Vaterlande sonst nicht wissen. — Du liebst sie sehr, Yaume — Du liebst sie, wie ein Narr! — Nun! anstatt sie zu heirathen, wirst Du ihr den Kopf zwischen zwei Steinen zerschmettern."

Yaume wich von Schauder ergriffen zurück.

Ohne es zu wissen, legte er dann seine Hand auf seine Brust und sagte mit der Betonung, welche bisweilen auch die Burschen auf dem Lande finden und welche so mächtig zum Herzen dringt:

„Das ist wahr, wenn sie dem kleinen Fräulein Bertha Kum-

mer machen will! — Nun, hinterher nehme ich mir selbst das Leben! das ist Alles!"

Tiennet drückte ihm die Hand.

„Ich kannte Dich, Yaume," sagte er. „Ich habe zwei Pistolen, welche dem Vater Blône gehörten — die werde ich Dir lassen."

Yaume schlug auf seinen Knüttel, und das sollte heißen:

„Sieh, das ist besser, als alle Pistolen in der Welt!"

Aber er erinnerte sich zu rechter Zeit, daß sein Knüttel in dem letzten Kampfe den Sieg nicht errungen hatte.

Tiennet fuhr fort:

„Ich liebe Fräulein Bertha ebenfalls Ich weiß nicht genau, ob um ihretwillen, oder um des Herrn Lucien willen; aber ich liebe sie. — O! ich möchte hier bleiben! Aber Jeder hat einen Arm hinter sich, der ihn unwiderstehlich zu dem antreibt, was er dem Schicksalsbeschluß nach thun soll. — Siehst Du, Yaume, Herr Lucien Créhu, dieses wackere und edle Herz, ist für mich, was Fräulein Bertha für Dich ist. — Eines Tages war auch ich von der Verzweiflung ergriffen. — Ich war allein in dem Hause meines verstorbenen Vaters — und ich hatte ein Geheimniß erfahren, das mich mit einem Male zum Manne machte, während ich Tags zuvor noch ein Kind gewesen war. — Da kam Herr Lucien, um mich abzuholen. Er reichte mir die Hand, — er umarmte mich, als wäre ich sein Bruder gewesen. — Ja, ich erinnere mich daran, und werde mich stets daran erinnern: er küßte mich. Am folgenden Tage folgte er der Leiche des guten Toussaint Blône, die man nach dem Friedhofe trug. Er folgte allein mit mir und während er mich

bei der Hand hielt. – Hirt, höre mich an! – Wenn der alte Jean von der See erst todt ist, so werden vielleicht wunderliche Dinge auf dem Schlosse vorgehen. Das kleine Fräulein Bertha wird vielleicht das ganze Vermögen bekommen!"

Yaume klatschte in die Hände und schwenkte dann seinen Hut über dem Kopfe.

„Vielleicht wird sie auch nichts in der Welt haben," fuhr Tiennet fort; „aber bleib ruhig und laß mich sprechen. — Du hast schon bisweilen gehört, daß ich viel weiß —"

„Ach, ja!"

„Das ist wahr. Alle Geheimnisse, welche sich in dem großen Schlosse bergen, dessen rothe Schlote dort hinter den Bäumen dampfen, ich kenne sie alle, bis auf ein einziges, welches ich gern durchblicken möchte. — Ich bin kein Hexenmeister, mein armer Yaume. — Aber erinnerst Du Dich noch an jenen Tag, als der Teich von Bréhaim gefischt wurde und Jean von der See seinen goldenen Ring in das Wasser fallen ließ? — Um diesen Ring wieder zu finden, durchwühlte man den Teich von dem Einfluß der Vesvre bis an ihren Ausfluß. — Und was für Dinge fand man nicht! Pflugeisen, einen Helm, die silberne Kette eines Sénéchal, Münzen aus den Zeiten der Huguenotten! – Nur den Ring des Jean Créhu vermochte man nicht wieder zu finden! Das ist meine Geschichte, mein Freund! – Was ich nicht suchte, das fand ich — und was ich suche, das entgeht mir und wird mir vielleicht auf ewig entgehen!"

Tiennet hätte acht Tage nach einander damit zubringen können, um kategorisch seine Lage zu erklären, Yaume würde

ihn doch nicht verstanden haben. Allein mit Hilfe dieses Gleichnisses ging ihm ein Licht auf.

Nur wußte Yaume nicht, welches Geheimniß Tiennet so leidenschaftlich zu erforschen suchte, ohne sein Ziel erreichen zu können.

„Ach, verdammt!“ rief er aus; „o! – ja, ja! — aber — ja, so ist es!“

Dann fügte er mit dem Lächeln eines starken Geistes hinzu:

„Du, ein Hexenmeister! — noch kein halber! — Das sind überhaupt nur die Dummköpfe, welche an Hexenmeister glauben!“

Der Himmel hatte sich immer mehr erheitert. Die Wolken wurden seltener und kaum beugte noch ein leiser Hauch des Windes die höchsten Zweigen der Eichen, an denen die verdörrten Blätter noch festsaßen.

Da wandte sich Tiennet plötzlich, denn es hatte ihm gedäucht, als habe er hinter dem Felsen, nach dem Walde zu, ein leichtes Geräusch vernommen

Aber seine Bewegung bewirkte, daß die Schäcke emporsprang, welche gerade an dieser Stelle geweidet hatte. Sie wandte sich mit jener schwerfälligen Munterkeit der Wiederkäuer und eilte nach dem entgegengesetzten Ende des Abhanges, indem sie die Hörner nach der Erde senkte und mit den Hinterbeinen ausschlug, so daß das von der Milch schwere Euter hin und her schwankte.

Tiennet meinte, das gehörte Geräusch sei von der Schäcke veranlaßt gewesen.

Er kümmerte sich daher nicht weiter um dasselbe.

Seine Gedanken hatten überhaupt jetzt eine zu ernste Färbung. Er war nicht mehr das Kind, welches sang, während es vom Sturme umbraust wurde, und der Regen an ihm niederfloß.

Er war jetzt ein Mann, der eine Pflicht erfüllte.

Der Artikel 916.

In dem Maße, wie die Unterhaltung weiter fortgesetzt wurde, nahm Yaume's Aufmerksamkeit zu.

Tiennet Blône fuhr fort:

„Jean von der See hat zwei Testamente gemacht. Kraft des einen schenkt er Alles dem Fräulein Bertha; das andere kenne ich nicht, aber ich errathe es, denn ich kenne Jean von der See. — Wenn er gestorben —"

„Aber," sagte Yaume, „das wird so bald noch nicht geschehen; er hat sich gebessert —"

Tiennet schüttelte den Kopf.

„Es ist eine Natter in dem Schlosse-Ceuil," sagte er so leise, daß der Hirt ihn kaum verstehen konnte; „wenn ich dieses kahle Haupt sehe, mit den wenigen bleichen Haaren an den Schläfen — dem süßlichen Blick — dem falschen Lächeln —"

„Pfui! Herr Fargeau!" unterbrach ihn der Hirt.

„Wenn Jean Créhu heute nicht stirbt, so wird er morgen sterben, — was kommt auf die Stunde an? — Nur das wollte ich sagen: wenn Jean Créhu stirbt und hinterläßt Fräulein Bertha als Erbin, so wird Fräulein Bertha ermordet."

Der Hirt wollte etwas antworten, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken

„Ermordet, hörst Du!" fuhr Tiennet mit leiser, aber kräftiger Stimme fort; „es wird sich dann nicht um die Natter allein handeln, nicht um Fargeau Créhu von la Saulays allein, sondern es werden zehn gegen sie sein — zehn beutegierige und dem Satan verfallene Herzen! Ich weiß wohl, daß Herr Lucien sie liebt — aber wird er sie beschützen können? — Er ist so gut, daß der Begriff des Bösen nicht einmal von seinem Geiste gefaßt werden kann! — Er glaubt an Fargeau's Freundschaft — er glaubt an Alles — und wenn er durch die Thatsachen erst enttäuscht ist, dann wird es zu spät sein!"

„Es ist also wahr, daß Herr Lucien Fräulein Bertha liebt?" fragte Yaume.

„Du mußt das Alles wissen," antwortete Tiennet; „Herr Lucien liebt nicht allein Fräulein Bertha, sondern er hat ihr auch versprochen, sie heirathen zu wollen."

„Das ist brav!" sagte der Hirt.

Die Schäcke war nicht mehr hinter dem Felsen, und dennoch hörte Tiennet das Geräusch, welches schon ein Mal seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Dieses Mal erhob er sich. Aber es war Niemand hinter dem Felsen.

Wenigstens sah Tiennet, der doch gute Augen hatte, weder eine Spur, noch einen Schatten.

Er kehrte zurück.

„Die Zeit verfließt," fuhr er fort, „und wenn ich die Gegend verlasse, so werde ich vorher noch Manches zu thun haben. — Versuche mich also wohl zu verstehen und vergiß nichts. —

Das Versprechen, von welchem ich sprach, ist ein schriftliches Versprechen — und sogar noch etwas anders."

Tiennet neigte sich an das Ohr des Hirten, welcher wie ein junges Mädchen erröthete.

„Verdammt!" murmelte er, „aber es mag sein, da er ihr die Ehe versprochen hat!" — „Es schadet nichts, Tiennet! Wenn ein Anderer, als Du, mir das sagte, so würde es ihm schlimm ergehen!"

„Gott segne Beide!" nahm Tiennet wieder das Wort, „denn sie sind Beide edel und gut. — Ich werde nie Jemand lieben, wie ich Lucien Créhu, meinen Herrn und meinen Bruder, liebe. — Vor meiner Abreise werde ich ihn nicht wieder sehen, denn ich würde mich vor mir selbst fürchten. — Yaume, Du wirst meine Stelle bei ihm einnehmen. — Liebe, ihn, weil Du Fräulein Bertha liebst, so wie ich Fräulein Bertha aus Liebe zu ihm lieb gewann. — Sie Beide haben nur ein Herz. — Wache für sie. — Hüte Dich vor Fargeau, hüte Dich vor Olivette. Nun, Gott befohlen!"

Yaume antwortete nicht, aber er drückte mit Herzlichkeit die Hand, welche Tiennet ihm darreichte.

Tiennet ging mit großen Schritten des Weges nach dem Schlosse entlang.

Als er hinter den Bäumen verschwunden war, trieb Yaume seine Kühe zusammen.

Der arme Hirt war ganz bleich, und sein Haupt auf die Brust gesunken.

Er nahm eine schöne Nadel von seinem Hemde ab. Es war ein Geschenk Olivette's, die er so sehr liebte!

Er küßte die Nadel und warf sie dann in die Vesvre hinab.

O, das edle Herz!

In diesem Augenblick kam der Doctor Méaulle, welcher vom Schlosse zurückkehrte, auf seinem Gaule an ihm vorüber.

„Geht es besser, Herr Miaude, wenn's erlaubt ist zu fragen?" fragte der Hirt.

Der Arzt antwortete:

„Wer einen solchen Leichnam hat, lieber Freund, der wird hundert Jahre alt!"

Yaume trieb seine Kühe zu größerer Eile an. Die Schäcke wich scheu zur Seite, als sie an dem Felsen vorüber kam, hinter welchem Tiennet zwei Mal ein Geräusch vernommen hatte.

Yaume's Herz war gepreßt; seine Augen schmerzten ihn, und gern hätte er geweint.

Hinter dem Felsen stand ein grüner Mäusedorn mit stachligen Blättern und dichtverwachsenen Zweigen.

Der Mäusedorn bewegte sich, und zwischen seinem dunkelgrünen Laube erschien das bleiche Angesicht des Herrn Fargeau Créhu de la Saulays.

Er lächelte äußerst süßlich.

Da die Höhe vereinsamt war, so verließ er sein Versteck und trat vor den Felsen, um den Weg nach Ceuil zu überschauen.

„Eine Natter!" murmelte er, ohne daß darum der lächelnde Ausdruck seiner Züge entschwand; „dieser Tiennet thut wohl daran, sich zu entfernen. — Man hätte ihn sonst beißen können!"

Dann fuhr er fort, indem er sich die Hände rieb:

„Ha! also ein Heiraths-Versprechen findet statt — und

noch dazu ein schriftliches! — Eine schöne Idee, ein schriftliches Heiraths-Versprechen einem Mädchen zu geben, welches nicht lesen kann, so werde ich wenigstens sie zu meinem Nutzen zu verwenden suchen. — Man muß nichts verlieren."

Schon seit einiger Zeit war Herr Fargeau Créhu de la Saulays hinter dem Felsen versteckt gewesen, aber er war nicht allein nach der Mestivière gekommen.

Besnard, der Rechtsanwalt, war bei seiner Ankunft bei ihm gewesen.

Es handelte sich um ernste Berathungen. Der Notar Menand und der Arzt Morin, der tiefe Politiker, waren berufen. Auch die hübsche Olivette mußte erscheinen.

Als Fargeau und Besnard den Platz bereits eingenommen fanden, hatten sie anfangs ihres Weges zurückkehren wollen, um ihre Freunde von der Annäherung abzuhalten, besonders aber Olivette, deren Erscheinen gewiß den Verdacht des Hirten erweckt haben würde. Aber einige im Fluge erhaschte Worte hatten Herrn Fargeau auf eine so mächtige Art festgehalten, daß seine Wahl nicht zweifelhaft geblieben war.

Besnard war beauftragt, zurückzukehren und Olivette, den Notar und den Doctor in den Wald zu führen; Fargeau aber blieb zurück, um zu lauschen.

Er horchte, so gut er konnte. Er hörte auch einen guten Theil von der Unterhaltung der beiden Burschen, aber er hörte nicht Alles.

Am Vollständigsten hörte er den Theil der Unterhaltung, welcher sich auf das Heiraths-Versprechen bezog, welches Lucien Créhu selbst schriftlich von sich gegeben hatte.

Er hatte gar nichts von diesem Umstande geahnt, und sein Staunen war mit einer gewissen Freude verbunden.

Er besaß ein süßliches und demüthiges Wesen, war fähig, die Verstellung bis zum Erhabenen zu treiben, heuchlerisch aus Instinct und aus Geschmack, aber abgeneigt gegen alle gewaltthätigen Mittel und voll Furcht vor jeder offen dargelegten Kraft.

Er war engherzig, vorsichtig, furchtsam, dabei ehrgeizig und habsüchtig

Sein Herz war kalt und gefühllos, des Hasses in hohem Grade fähig, aber auch eben so fähig, den Groll unter einer dichten Decke von Honig zu verbergen.

Er hatte Bertha, seine Base, mit Liebe geliebt.

Jetzt haßte er dieselbe, weil Bertha seinem Vetter Lucien den Vorzug gegeben hatte.

Wenn wir sagen, daß er mit Liebe geliebt hatte, kam das daher, weil wir keinen genauern Ausdruck fanden. Jene Liebe hatte an dem Thermometer der Leidenschaft nie einen sehr hohen Grad gezeigt.

Sein Haß hatte dagegen desto mehr Gehalt.

Daher verabscheuete er auch Lucien.

In körperlicher Hinsicht hatte Fargeau große Aehnlichkeit mit den fleißigen und bescheidigen Männern, welche nach einem Pfarramte streben.

Das ist nun freilich ein in jeder Hinsicht achtungswerthes Aussehen, wenn ihm die offenherzige Schüchternheit des Neophyten zum Grunde liegt, allein dieses Aussehen ist auch leicht nachzuahmen und hat daher der Religion vielen Schaden gebracht,

weil sich eine große Menge von Glücksrittern zu allen Zeiten desselben als einer Maske und eines Mantels bedient haben.

Diese gewissermaßen pfäffische Physiognomie hinderte Herrn Fargeau keineswegs, ein Philosoph zu sein und in Gegenwart des Herrn Jean Créhu zu leugnen und wie ein echter Zögling der Encyklopädisten zu sprechen.

Er trug gewöhnlich einen schwarzen Anzug, einen langen Ueberrock, welcher fast bis auf die Knöchel hinabreichte, und enge, unten auf den Füßen geschlitzte Beinkleider. Die Mode kümmerte ihn wenig.

Obgleich er sehr mager war und der Umriß seines Körpers von oben bis unten eine gerade Linie bildete, so würde er dennoch ohne jenes unangenehme Kostüm eben nicht häßlicher gewesen sein, als viele Andere. Allein die körperlichen Fehler des Herrn Fargeau Créhu wurden eben durch jene Tracht noch mehr hervorgehoben, indem er durch dieselbe das Aussehen eines entflohenen Seminaristen bekam; die lange formlose Gestalt sprang nun noch mehr hervor und sein bleiches, von farblosen Haaren an den Schläfen begrenztes Antlitz erschien nun, als stände es auf einer schwarzen Säule.

Wenn es irgend etwas Großes, Schönes und Reines hier unter dem Monde giebt, so ist es die katholische Religion. Je schöner aber eine Sache ist, desto gehässiger und häßlicher ist die Carricatur dieser Sache.

Er war höchstens dreißig Jahre alt. Man liebte ihn in der Nachbarschaft nicht, allein die Abneigung, welche er einflößte, hatte keinen bestimmten Grund. Niemand konnte sagen, daß er je eine böse Handlung vollbracht habe.

Es ging ihm so ziemlich, wie Jean von der See, seinem

Oheim und Gönner, der auch nichts Gutes und nichts Böses that. Nur hatte Jean von der See sein männliches Ansehen und die Erinnerung an seine tapfern Thaten als Corsar für sich, während Fargeau gar nichts für sich hatte.

Wir wollen lieber von Lucien sprechen, dem lustigen Gesellen, dem Verliebten, dem muntern Tänzer, von Lucien, der in der Messe wie ein guter Christ sang, was er auch war, dabei ein aufrichtiges Leben führte und sich kleidete, wie — wie ein Edelmann!

Derbe Gamaschen von Damleder, über die kurzen grauen Hosen geknöpft, dabei ein grüner Rock mit ciselirten Knöpfen. Die Flinte auf der Schulter, die Jagdtasche an der Seite.

O! eine lustige Seele, welche einem jungen Mädchen einen Kuß gab, ehe es noch Zeit hatte Herr Je! zu sagen.

Und dabei sah er aus wie ein Mann, hatte eine offene Stirn und große Augen!

Als Herr Fargeau Créhu nach Yaume's und Tiennet's Entfernung sich allein auf der Mestivière sah, da ging er leise auf und nieder und schob die Hände über einander hinweg in die weiten Aermel seines Rockes, indem er auch hierdurch sein jesuitisches Aussehen vervollständigte.

Der Platz war nun frei. Die Gefährten konnten kommen. Während er aber die Gefährten erwartete, dachte er nach.

Er dachte an eine Combination, welche sich in den Fächern seines Gehirns angesponnen hatte, an eine Combination, welche ganz seine eigene war, eine feine, zusammengesetzte List, auf der Spitze einer Nadel aufgebaut; deren Mittheilung uns den ge-

nauesten Maßstab für die Beurtheilung dieses geistreichen und klugen jungen Mannes geben wird.

Es handelte sich um das Ehegelöbniß. Herr Fargeau dachte:

„Das ist außerordentlich! Wo zum Teufel kann sie dieses Ehegelöbniß versteckt haben?"

Er schien nachzudenken, konnte aber nichts finden und wiederholte:

„Das ist außerordentlich! — ganz außerordentlich!"

Um diesen Ausruf zu erklären, wird es hinreichen, dem Leser mitzutheilen, daß der junge Herr Fargeau Créhu de la Saulays, als ein starker und über die gemeinen Vorurtheile erhabener Mann, seit langer Zeit jene einfältigen Bedenken von sich geworfen hatte, welche von Narren „Zartsinn" genannt werden.

Albernheiten!

Fargeau war wißbegierig. Und er hatte auch Interesse bei dieser Wißbegierde. Daher stieg er oft mit seinem leisen Fuße die Treppen auf und nieder, daher schlich er geräuschlos durch die Corridore, trat in die leeren Zimmer und besichtigte Alles in allen Ehren.

Lucien's, seines Vetters, Secretair, Bertha's Commode hatten keine Geheimnisse für ihn.

Daher hatte er auch Grund sich zu wundern, denn weder in Luciens Secretair, noch in Bertha's Commode hatte er jenes Ehegelöbniß angetroffen.

Um aber den allerliebsten Plan durchzuführen, welcher sich in seinem Kopfe entsponnen hatte, mußte er wissen, wo sich das Ehegelöbniß befinde.

Das war die Basis seiner Combination.

Als er mitten in der Entwerfung seines Planes war, da erschien der Rechtsanwalt Besnard zwischen den beiden Felsen; er hatte erst Tiennet, dann den Hirten vorüberkommen gesehen, und nahm sich nun nicht mehr die Mühe, sich zu verbergen.

„Der Arzt und der Notar sind noch zurück," sagte er; „ich habe demnach nicht nöthig, ihnen einen Gegenbefehl zu geben. Was Olivette betrifft, so wird sie einen Umweg durch den Wald machen und binnen einer halben Stunde bei uns sein."

„Es ist gut," versetzte Fargeau, der sich in seinem Nachdenken nicht stören ließ.

„Nun!" sagte Besnard, „was haben wir gehört?"

„Dieses und Jenes," antwortete Fargeau. „Sie sind also ganz sicher, daß uns Niemand gefolgt ist?"

„Vollkommen sicher."

„Dieser Ort gefällt mir nur noch halb, seit ich weiß, daß man hinter den Felsen lauschen kann. — Man wird einen andern Ort suchen müssen."

„Bis dahin wollen wir mit einander plaudern," sagte der Rechtsanwalt.

„Ganz gut," sagte Fargeau, „aber völlig im Freien! — Was ich Ihnen mittheilen will, darf auch nicht einmal der Wind hören."

„O! o!" versetzte Besnard, im höchsten Grade neugierig gemacht; „ich bin ganz Ohr."

Sie setzten sich Beide auf das äußerste Ende des Abhanges, noch über die Balustrade hinaus, so daß sie gegen das Schloß hin durch das Gebüsch gedeckt waren.

Der Rechtsanwalt, eine Art bäuerischer Bull-Dogg, ein

Schlag=zu=Bruder, nach Wunden und Beulen lüstern, erschien gegen Herrn Fargeau noch wie ein rechtschaffener Mann.

Herr Fargeau kreuzte seine beiden sehr weißen Hände über den Knieen und sagte mit einer wohlwollenden Betonung:

„Was ich vernommen habe, werden Sie später erfahren; für jetzt bitte ich Sie nur, mir offen und unumwunden zu sagen, ob eine Umwerfung des Testamentes möglich ist, für den Fall, daß mein Oheim sein ganzes Vermögen Bertha allein vermacht haben sollte?"

„Man müßte das Testament sehen."

„Sie verstehen mich nicht. — Ich nehme an, daß das Testament vollkommen in Ordnung sei — und frage Sie —"

„Gut! gut! gut!" unterbrach ihn Besnard; „Sie wollen wissen, ob der Papa Jean Créhu das Recht hat, sein ganzes Vermögen der Kleinen zu vermachen."

„So ist es."

„Nun! das ist keine Frage. Jean von der See hat keine directen Erben. — Er kann gesetzlich und nach bester Form Rechtens Jedem, wem er will, sein Vermögen vermachen. Wenn Jemand nicht damit zufrieden wäre, so müßte er seine Klage in Rom anbringen."

„Sie sind überzeugt von dem, was Sie sagen?"

„Im Code civil, Buch III, Titel II, Artikel 916 heißt es mit klaren Worten: „In Ermangelung von Ascendenten und Descendenten können die Schenkungen, sowohl unter Lebenden, wie durch letztwillige Verfügung, das ganze Vermögen umfassen." — Ist das klar?"

Besnard hatte das triumphirende Aussehen eines Mannes, der einen Text citirt.

Man merke sich das: der Mann, welcher etwas citirt, nimmt fast immer einen unausstehlichen Ausdruck des Gesichts an.

Aber die Nase des jungen Herrn Fargeau verlängerte sich so bemerklich, daß Besnard sehr bald sein triumphirendes Lächeln aufgab.

Ein Teufel und ein Mädchen.

Es scheint, daß der Artikel 916 des **Code civil,** Titel **II,** Buch **III,** „von den Schenkungen und letztwilligen Verfügungen," dem Herrn Fargeau Créhu de la Saulays nicht besonders gefiel.

Er machte eine ziemlich wehmüthige Miene.

„Das ist klar," sagte er, indem er Besnard's letzte Worte wiederholte; „allein es ist eine sehr betrübende Sache!"

Der Rechtsanwalt veränderte seine Züge.

„Wie!" rief er aus, „sollte Herr Jean Créhu —?"

„Darüber wollte ich eben mit Ihnen sprechen," unterbrach ihn Fargeau. „Bis gestern hatte mein Oheim zwei Testamente in seinem Kasten, — heute ist nur noch eins derselben vorhanden."

„Zwei Testamente!" rief Besnard erstaunt aus

„Ich habe den vollkommensten Grund zu glauben," fuhr Fargeau fort, „daß eins dieser beiden Testamente zu Gunsten Bertha's lautete. — Sie wissen, daß Gott ihr eine prachtvolle Stimme gegeben hat, und daß mein Oheim sie für sein Leben gern singen hört. — In der letzten Nacht nun, als wir, Lucien

und ich, meinten, daß er im Todeskampfe liege, befahl er in Folge einer sonderbaren Laune der Blinden, ihre Harfe zu holen, und während Bertha sang, hat er eins der beiden Testamente verbrannt."

„Ach!" sagte der Rechtskundige, der mit jedem Augenblick nachdenkender wurde, „er hat eins der beiden Testamente verbrannt, während die Kleine sang! — schlimm, schlimm!"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich sage schlimm! — schlimm, schlimm! — schlimm zum Teufel!"

Dann fügte er mit dem Ausdruck des Schreckens hinzu:

„Was meinen Sie, wenn er in der verwichenen Nacht gestorben wäre!"

„Man hätte sich des Schrankes versichern können —"

„Hum! hum! hum! — Unterschlagung eines Testamentes! — Das ist eine harte Sache! — Und überdieß ließe das den vierzig Dutzenden von Seitenverwandten freies Feld. — Da wären mir noch immer die Romblon weit lieber."

Fargeau gab durch eine Bewegung seinen Widerwillen zu erkennen.

„Keine leichtsinnigen Handlungen!" rief der Gesetzeskundige mit nachdrucksvoller Strenge aus. „Ich verstehe mich auf die Geschäfts-Angelegenheiten — und die Romblon haben sich noch nie fassen lassen. — Sie befinden sich gerade in der Nähe des Schlosses."

„Da habe ich noch etwas Besseres, als die Romblon!" sagte Fargeau.

Besnard schüttelte den Kopf.

„Wieder eine Komödie! — Verwickelungen, aus denen sich der Satan selbst nicht herausfände?“

Fargeau legte seine Hand, welche so weiß war, wie die einer vornehmen Dame, auf die harte und feste Hand des Rechtsanwalts.

„Hören Sie!“ sagte er ganz leise; „wenn sich nun Bertha ganz allein vernichtete?“

Besnard richtete einen fragenden Blick auf den Sprechenden.

Nie hatte Fargeau ein sanfteres und aufrichtigeres Aussehen gehabt.

„Ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt,“ fuhr er fort; „ich muß Ihnen noch dasjenige mittheilen, was ich eben gehört habe. — Aber zunächst müssen wir uns über das verständigen, was jetzt zu thun ist: Olivette wird kommen, ich entsage meinem ersten Plane, welcher uns dem Mädchen gegenüber eine zu bedeutende Blöße geben würde. — Wir werden weiter nichts von ihr verlangen, als eine ganz kleine Lüge, eine ganz unschuldige Lüge. — Und ich versichere Sie, daß sie schon weit gröbere Lügen in ihrem Leben gewagt hat. — Mit Hilfe dieser kleinen Lüge wird Alles gelingen. - Ich kenne Bertha. — Wir werden nie wieder von ihr sprechen hören!“

„Verstehe nicht,“ sagte Besnard gleichgiltig.

Denn er hatte kein großes Vertrauen zu den feinen Erfindungen, welche Fargeau's Lieblingswaffen waren.

Dann fuhr er fort:

„Uebrigens dauert das Testament fort, wenn auch Bertha nicht mehr vorhanden ist.“

Ein heuchlerisches Lächeln schwebte über Fargeau's Angesicht.

„Wir werden wohl das Glück haben, unsern ehrenwerthen Oheim noch einige Tage zu erhalten," sagte er; „und wenn er erfahren haben wird, daß Bertha verloren — todt, wenn Sie wollen —"

„Das klingt schon besser!" unterbrach Besnard den Sprechenden. „Nun, lassen Sie sich weiter vernehmen."

Da jedoch der schreckliche Plan des Herrn Fargeau sich im Fortgange der Erzählung von selbst unsern Blicken darbieten wird, so dürfte es überflüssig sein, ihn zum Voraus dem Leser mitzutheilen.

Es mag die Bemerkung hinreichen, daß Fargeau eine Viertelstunde lang sprach, ohne dabei in Aufregung zu gerathen, ohne sich zu übereilen, vielmehr stets unter Beobachtung einer Ruhe, als hätte er von einfachen und andere Leute angehenden Dingen gesprochen.

Als er zu Ende war, erhob sich der Rechtsanwalt.

„Ich glaube wohl, daß Sie der Teufel sind, Herr Fargeau," sagte er; „allein das kümmert mich nicht. — Das arme kleine Fräulein! — Aber das ist meine Sache nicht. — Ich höre jedoch Jemand kommen. — Der Plan ist gut und kann gelingen."

„Das ist Olivette," sagte Fargeau; „nun an das Werk!"

„Es sei, an das Werk!"

Olivette kam trällernd und hüpfend den Berg hinab. Sie sang ein Liedchen mit jener hübschen und scharfen Stimme, welche der Hirt Yaume den himmlischen Concerten vorgezogen haben würde.

Sie war ein hübsches Mädchen, was wir nicht leugnen können, ein dralles heiteres und anmuthiges Mädchen, keck in seinen

Bewegungen, mit einem schönen rothen Munde, und leuchtenden, feurigen Augen; dabei hatte sie einen zarten Wuchs, schnelle Beine und war durch ein einziges Wort zum Lachen zu bringen.

Nur dann war sie schwermüthig, wenn sie sich in der Nähe des großen Burschen Tiennet Blône befand, welcher sie nicht einmal eines Blickes würdigte.

Fargeau und Besnard richteten sich vor ihr empor.

„Da ist unsere kleine Olivette!" rief der Rechtsanwalt mit Lustigkeit aus.

„Unsere gute kleine Olivette!" sagte der junge Herr Fargeau und strich natürlich mit seiner Hand über die Wange des hübschen Mädchens.

Bernard zog es vor, ihr das Kinn zu streicheln. Die beiden Männer bewiesen dadurch ihren Geschmack.

Ich meines Theils verabscheue diese beiden Arten von Liebkosungen, denn sie sind im höchsten Grade pädagogischer Natur und erinnern uns an die verabscheute Hand unseres Schulmeisters.

Nehmt Euch kurzweg in den Arm, das ist Euerer weit würdiger, wenn Euch nicht ein grausames Loos zu einem Mitgliede des geistlichen Standes gemacht haben sollte.

In diesem Falle habt Ihr das unbestrittene Recht häßlich, gehässig, heidnisch, verschimmelt, verkrüppelt, albern, kurz ein **pastor Corydon** zu sein.

Olivette verstand kein Latein, die Sappermenterin, und gewiß hatte sie durchaus keine Lust, ihren frischen Mund auf Fargeau's lange Schnauze oder auf Besnard's dicken Schnabel zu drücken. Aber Tiennet! ach! Tiennet Blône!

„Nun!" schmollte sie, „Sie sitzen da ganz gemächlich, wie

es nur sein muß; mich aber lassen Sie da mit nassen Füßen im Grase stehen und warten."

„Es ist wahr," entgegnete Besnard; „Fräulein Olivette trägt keine Holzschuhe!"

„Holzschuhe!" wiederholte das junge Mädchen, indem es sich emporrichtete.

„Holzschuhe!" wiederholte nach ihr auch Fargeau.

Und das war ein trefflicher Uebergang.

„Holzschuhe!" sagte Fargeau nochmals mit Unwillen; „Olivette! Holzschuhe! was haben wir eben erst gesagt, mein lieber Herr Besnard?"

„Was wir gesagt haben, mein guter Herr Fargeau?"

„Ja, — sagten wir nicht eben erst, daß diese kleine Olivette gar nicht wie ein Landmädchen aussehe? daß sie einem Landmädchen so ähnlich sei, wie ein weißer Hase einem Maulwurf?"

„Das haben wir allerdings gesagt!" sprach Besnard mit ernster Betonung aus.

Olivette lächelte und schlug die Augen nieder. Sie wurde roth vor Freude.

„Mein Gott!" stammelte sie; „man kann sich nicht anders machen, als man ist."

„Das war auch kein Vorwurf!" fuhr Fargeau eilig fort; „wenn Sie hübscher und dabei besser erzogen sind, als Ihre Gefährtinnen, so wird Ihnen Niemand daraus einen Tadel machen, meine arme Olivette. — Was wir übrigens in dieser Beziehung sagten, war nur im Vorbeigehen gesagt, um zu plaudern, nicht wahr, Herr Besnard?"

„Man muß schon etwas plaudern, Herr Fargeau."

Fargeau berührte Olivette's Ohr.

„Herr Besnard sagte," fuhr er fort: „Wie Schade, daß dieses allerliebste Mädchen in dem Loche lebendig begraben ist!"

„Und Sie, Herr Fargeau, antworteten mir: „Wie Schade! wenn man daran denkt, daß sie einmal den Bauernlümmel von einem Yaume heirathen wird!"

„Ach!" machte Olivette.

„So einen Dummkopf!" sagte Fargeau.

„So einen Steinesel!" sagte Besnard.

Olivette widersprach nicht, sondern murmelte nur, indem sie ihre Schürze zusammendrehete:

„Ach! — ach!"

Und dieses „Ach!" bedeutete:

„Meine guten Herren, so hören Sie doch! Ich muß doch irgend Einen heirathen!"

Aber plötzlich schien ein lichtvoller Gedanke durch ihren Kopf zu fahren. Ihre hübsche Stirn nahm den Ausdruck einer kindlichen Befangenheit an. Sie blickte Fargeau in das Angesicht, öffnete ihre großen Augen ganz weit und zeigte beide Reihen ihrer Zähne, welche so weiß wie Schnee waren.

„Sieh! sieh!" sagte sie halblaut, „wollen Sie mich vielleicht zu Ihrer Frau machen, Herr Fargeau?"

Diese Frage war nicht erwartet.

Fargeau konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Und warum nicht, mein Kind?" fragte er, „wenn es nicht meine Absicht wäre, unverehelicht zu bleiben."

Olivette wandte sich, ohne verlegen zu sein, gegen den Rechtsanwalt.

„Nun," fragte sie, „so wollen Sie mich wohl heirathen, Herr Besnard?"

„Ach! ach!" seufzte Besnard auf die galanteste Weise von der Welt, „die Lust dazu würde mir wohl nicht fehlen, mein schönes Kind, — aber ich bin Wittwer, wie Sie wissen, und meine Stellung als Vater —"

Olivette schien in Verlegenheit.

„Dann —" sagte sie zögernd, „dann werden Sie wohl einsehen —"

„Aber es giebt ja noch viele Andere," fiel ihr Herr Fargeau in die Rede; „hier und anderswo —, Sie sind nicht gezwungen, sich in Besvron zu verheirathen."

Olivette gewann wieder Muth.

„Sicherlich!" rief sie aus; „es ist also Jemand in Vitré, der mich heirathen will?"

„Vielleicht," antwortete Fargeau und gab dem Rechtsanwalt dabei einen Wink; „in jedem Falle, Olivette, würde sich nicht Einer, würden sich Hundert finden, um Sie zu heirathen, wenn Sie nur eine kleine Ausstattung hätten."

Olivette seufzte, indem sie daran dachte, daß Tiennet auch vielleicht unter diesen Hundert sein könnte.

„Ja — ja," sagte sie traurig, „aber ich habe weder eine große, noch eine kleine Ausstattung."

In diesem Augenblick änderte Fargeau den Ton und nahm eine ernste Miene an.

„Das gerade ist es, mein armes Kind," sagte er, „wovon wir, Herr Besnard und ich, eben sprachen."

„Nicht möglich!" sagte Olivette, der endlich einfiel, daß man Spott mit ihr treiben könnte; „Sie haben mich oft genug an

diesen Ort bestellt, Herr Fargeau! — aber noch nie haben Sie über dergleichen Dinge mit mir gesprochen!"

Besnard hustete. Fargeau kreuzte seine Arme über seiner Brust. Aber Olivette ließ ihm keine Zeit zum Sprechen.

„Ich muß zu Fräulein Bertha," sagte sie. „Gute Nacht, Herr Fargeau, — Gute Nacht, Herr Besnard. — Wenn Sie wieder mit einem armen Mädchen Scherz treiben wollen, so wählen Sie eine Andere, verstehen Sie mich?"

Sie winkte ihnen mit der Hand zu und erreichte in zwei Sprüngen den Pfad.

Fargeau und Besnard wechselten verlegene Blicke mit einander.

„Olivette! — Olivette!" rief Fargeau. „Hören Sie doch, mein Kind!"

„Olivette!" rief der Rechtsanwalt, „Olivette! kommen Sie doch! lassen Sie uns vernünftig mit einander sprechen!"

Olivette ging des Weges, der nach Ceuil führte.

Sie schien nichts zu hören.

Und mit ihrer hübschen Stimme sang sie im bretonischen Patois:

J'étions tras camarades
Aussi belles que mà,
Et que j'allions ad sâ
Ad sà d'à la veillée,
J'avionn' assurément
Chaque not' biau galant. [1])

---

[1]) Wir waren drei Kameradinnen;
Alle gleich schön, wie ich,
Wenn wir gingen am Abend,

„Wir müssen sie um jeden Preis wieder haben!“ sagte Fargeau zu Besnard.

Besnard dachte an die Romblon, welche ihrerseits so große Umstände nicht machten.

„Olivette! — Olivette!“ rief abermals Herr Fargeau.

Olivette wandte sich halb, lächelte, coquettirte und sang:

Le dimêne à la vêpe,
Ah! dam, fait biau le ouï,
Qui nous chante au lutri,
Pus mieux que tous nos prêtes:
Tant qui s'ébrayait haut
J'en restions tous bégauds. [2])

Fargeau sprang dem jungen Mädchen mit einer Schnelligkeit nach, die man von ihm nicht hätte erwarten sollen, und erreichte es bald.

„Olivette!“ sagte er ganz leise; „Du trittst Dein Glück mit Füßen, — komm mit mir zurück!“

„Fräulein Bertha erwartet mich,“ sagte das junge Mädchen.

„Ein Teufel und ein Mädchen!“ brummte Besnard; „wir werden nun sehen, ob der Teufel, wie immer, über das Mädchen obsiegt.“

Am Abend in die Gesellschaft,
Da hatten wir sicherlich
Jede ihren schönen Schatz.

[2]) Des Sonntags zur Vesper,
Ach, tausend! wie schön zu hören!
Da singt er Euch im Chore
Weit schöner, als all' uns're Priester:
Und so laut sang er,
Daß wir waren erstaunt.

Er folgte mit seinen Augen allen Bewegungen Fargeau's und Olivette's. Fargeau bemühte sich vergebens. Das junge Mädchen setzte den Weg nach dem Schlosse fort.

Plötzlich blieb jedoch Olivette stehen.

Fargeau hatte seine lange Gestalt gebeugt, um ihr etwas in das Ohr zu sagen.

Das junge Mädchen zögerte. Dann kehrte sie des Weges wieder zurück.

„Der Teufel ist der stärkere!" dachte Besnard; „das ist so die Regel. — Aber was hat ihr der Versucher gesagt?"

Ein einziges Wort. Arme Olivette!

Den Namen: Tiennet Blône.

Versuchung.

Solche arme Mädchen sind nicht durchaus böse. Ihr hübsches kleines Herz ist nur ein Wenig kalt. Und dann haben sie ferner die Neigung, irgend etwas in der Welt zu werden. Ohne es zu wissen und mit Hilfe des Teufels, denn der Teufel sitzt ihnen stets auf der Ferse, kommen sie dahin, daß sie mehr Böses thun, als die verhärtetsten Bösewichter.

Allemal das große Symbol. Es ist nicht der bärtige Adam, sondern die schöne Eva, welche uns die Pforten des irdischen Paradieses verschließt.

Als Olivette und Fargeau zurückkehrten, schwatzten sie mit einander.

Fargeau sagte:

„Es ist nicht nöthig, daß dieser Besnard Ihre kleinen Angelegenheiten erfahre, mein Kind. — Sorgen Sie nur, daß Sie ein Vermögen, eine Ausstattung bekommen, und Tiennet wird vor Ihnen niederknieen.“

„Dann wird er also nicht mich lieben?“ fragte Olivette.

Fargeau schulterte sich.

„Nur erst die Ausstattung,“ fuhr er fort, „und Gott weiß,

meine kleine Olivette, daß Sie alsdann wenig Mühe haben werden, ihn zu gewinnen. — Jetzt handelt es sich um meine liebe Cousine Bertha."

Olivette blieb plötzlich stehen.

„Wenn Sie ihr etwas Böses zufügen wollen," sagte sie, so könnten Sie mir alle Reichthümer der Welt anbieten, und ich würde sie ausschlagen. — Sie ist so gut und so unglücklich."

„Böses!" rief Fargeau aus; „wie können Sie das denken, mein Kind! — Ich sollte meiner Base Bertha Böses zufügen!"

„Es ist wahr — Sie sind ihr Vetter," sagte das junge Mädchen und setzte seinen Weg fort.

Sie bedurfte ja weiter nichts, als einen Vorwand, um ihr Gewissen zu beruhigen.

Fargeau und Olivette kamen an die Stelle zurück, wo der Rechtskundige ihrer wartete.

„Hören Sie, Herr Besnard," sagte Fargeau, „diese Kleine hat das Recht, nach den Beweggründen zu fragen, welche uns bei unsern Handlungen leiten. Und da diese Beweggründe durchaus ehrenwerthe sind, so haben wir auch keine Ursache, ihr dieselben zu verhehlen."

„So ist es," antwortete Besnard und blickte Fargeau mit einer Art von Furcht an.

Die Sicherheit, mit welcher der würdige junge Mann handelte, schien ihm alle Grenzen zu überschreiten.

„So hören Sie denn, mein liebes Kind," nahm Fargeau wieder das Wort. „Ungeachtet der Unruhe, in welche mich die Krankheit meines armen Oheims versetzt, so denke ich doch an Bertha, welche mir eine heiß geliebte Schwester ist. Das Glück hat mich treffliche Freunde finden lassen, welche die Güte gehabt

haben, meine Gefühle der Liebe und des Mitleids für diese Unglückliche zu theilen. — Ach! sie ist so leicht zu täuschen!"

„Leider!" seufzte Besnard und erhob seine großen grünen Augen gen Himmel.

Olivette war ganz Ohr.

„Mein Vetter Lucien," fuhr Fargeau fort, „gegen den ich übrigens die aufrichtigste Freundschaft fühle, „führt sich vielleicht nicht mit der pflichtmäßigen Biederkeit gegen sie auf. — Das Wort ist stark —"

„Nein, nein," unterbrach ihn Besnard, „das Wort ist nicht zu stark. — Es ist schändlich!"

„Was denn?" fragte Olivette.

„Ein armes blindes Kind zu täuschen!"

Fargeau sprach diese letzten Worte aus, als wären sie wider seinen Willen dem Innersten seines Herzens enteilt."

„O!" rief Olivette mit ungeheucheltem Staunen aus.

„Da es es einmal heraus ist," rief Besnard aus, „so sage ich, daß es ein ehrloses Betragen ist!"

Er spielte die Rolle eines redlichen Mannes, der zu gereizt ist, als daß er schweigen kann.

Fargeau glaubte ihn durch einen Wink beruhigen zu müssen.

„Nein, nein, mein guter Freund," sagte der Rechtskundige; „da vermag mich kein Wink zum Schweigen zu bringen; das ist ehrlos! — ehrlos!"

„Bedenken Sie," unterbrach Fargeau ihn mit strengen Worten, „bedenken Sie, daß ich meinen Vetter nicht in meiner Gegenwart beleidigen lassen darf. — Lucien ist überdies noch jung, sehr jung — und das Feuer der Leidenschaften —"

„Wie sie wollen," brummte Besnard, „aber es ist ehrlos!"

„Nun, mein armes Kind," sagte Fargeau, indem er sich wieder gegen Olivette wandte, auf welche dieser Auftritt einen gewissen Eindruck hervorgebracht hatte, „Sie errathen schon, was wir für einen Wunsch haben. — Wir wollen unsere arme Base Bertha retten."

„Ich bin dabei!" unterbrach ihn Olivette rasch.

„Nun gut!" — Aber ich sage Ihnen, meine Tochter, wir müssen sie wider ihren Willen retten. — Ihr Rath an die Hand geben, das würde überflüssig sein: sie ist bezaubert. — Wir müssen sie hintergehen — müssen sie täuschen, um sie zu retten."

Das lebhafte und muthwillige Auge Olivette's richtete unter den langen Wimpern hindurch einen flüchtigen Blick auf Herrn Fargeau. War sie die Genossin eines Verbrechens, oder wurde sie getäuscht?

Ein Wenig das Eine und ein Wenig das Andere. Sobald man mit einem weiblichen Wesen zu thun hat, muß man alles Absolute aufgeben. Man muß Eklektiker sein, obwohl dieses Wort von einer gewissen Sorte Philosophen in Verruf gethan ist. Bedenkt, daß es da ein Geheimniß giebt, das Ihr nicht ganz ergründen, eine Aufgabe, die Ihr nur zur Hälfte lösen werdet!

An diesem Augenblick war Bertha vielmehr die Getäuschte, als die Verbrechensgenossin. Sie glaubte aufrichtig Alles, was ihr gesagt war. Dieser Herr Fargeau sah ja aus wie ein Heiliger! Und Besnard, der rauhe Besnard, mit seiner Entrüstung, die sich gewaltsam Luft brach, er mußte wohl der ganzen Scene den Charakter der Wahrheit aufdrücken!

Und doch zweifelte Olivette, obgleich nur sehr wenig.

Fargeau errieth das, obgleich er seine Augen nicht gegen sie erhob. Leute, wie Fargeau, sehen durch die Häute ihrer gesenkten Augenlider.

„Arme Bertha!“ fuhr er fort; „sie liebt ihn —“

„Was das betrifft, so haben Sie Recht!“ sagte Olivette.

„Und er — mein Gott! warum bin ich gezwungen, ihn anzuklagen! — er täuscht sie.“

„Nein!“ versicherte Olivette.

Sie wußte besser, als Jemand, daß Lucien keine Gelegenheit, Bertha zu sehen, versäumte.

Das war also verfehlt.

„Ach! meine Tochter! meine Tochter!“ brummte Besnard wieder, indem er die Schultern mit Heftigkeit zuckte, „Sie können nicht hier und in Vitré zu gleicher Zeit sein!“

Es giebt Worte, welche im Grunde nichts bedeuten, und die dennoch stärker wirken, als die schlagendsten Beweise.

Olivette blickte den Rechtsanwalt an, der sich unwillig von ihr abwandte.

Sie hatte keine Einwendungen mehr.

Fargeau fuhr fort:

„Ich wollte es Ihnen nicht sagen, meine gute Olivette, aber es ist in der That eine Heirath in Vitré im Werke.“

Er hielt ein, um zu sehen, ob das junge Mädchen von dem schriftlichen Ehegelöbniß etwas wisse.

Aber Olivette wußte ohne Zweifel nichts von diesem Umstande, denn sie ließ ganz aufrichtig ihre Ueberraschung gewahren.

„Wenn das möglich wäre!“ sagte sie; „ach! die Männer! — die Männer! — Nun! Herr Fargeau, ich werde die Sache recht gut einleiten! — Lassen Sie mich nur machen!“

Darauf hatten die beiden Freunde nicht gerechnet, und so einfach war die Sache nicht.

„Mein liebes Kind," nahm Fargeau wieder das Wort, „an der Art und Weise, wie wir mit Ihnen sprechen, werden Sie erkennen, daß wir Alles reiflich überlegt haben. — Bertha hat einen mißtrauischen Charakter — man muß sie auf eine gewisse Weise anfassen, und eine gewisse Klugheit anwenden."

„Ich," rief Besnard roth vor Zorn aus, „ich würde zu ihr gehen und ihr rund heraussagen: Meine gute Freundin, Ihr Herr Lucien ist ein Betrüger, damit Punktum!"

Das war eine Herausforderung, an den Geist des Widerspruchs gerichtet, der in jedem Weibe wohnt.

Olivette besaß von diesem Geiste eben so viel, wie jede Andere.

„Ruhig, Herr Besnard!" sagte sie mit einem schlauen Lächeln, „Sie würden da etwas Schönes anrichten! — Immer im Zorn! — Mit Weinessig fängt man keine Fliegen!"

Dann wandte sie sich an Fargeau und fuhr fort:

„Nun, ich erwarte Ihre Ansicht!"

Jetzt war die Sache abgemacht.

Und Gott weiß! daß man jetzt den Weg betreten konnte, da einmal die Basis angenommen war, daß man Bertha täuschen müsse, um sie zu retten.

Es blieb also nur noch übrig, die Anweisungen zu geben und anzunehmen, dann auch ein Wenig von der Ausstattung zu sprechen

Denn, wie man in Rennes sagt, obgleich der Herr de la Palisse sich dort nie aufgehalten hat, „man kauft nichts auf dem Markte, was man nicht hingebracht hat."

Die Conferenz wurde demnach freundschaftlich fortgesetzt. Herr Besnard streifte seinen Zorn von sich ab, und Fargeau behauptete die ganze ihm eigenthümliche Sanftmuth. Olivette war in dieser Stunde, in diesem Augenblick wenigstens, fest überzeugt, daß sie eine gute Handlung vollbringen werde.

Ueberhäuft mit Liebkosungen, welche der Eine mit Hilfe der flachen Hand auf die Wange, der Andere mit Hilfe des Daumens und Zeigefingers auf das Kinn anbrachte, befand sich das junge Mädchen aus dem Departement der Ille und Vilaine sicherlich in einer gefährlichern Lage, als weiland Mutter Eva. Neben ihr standen zwei Schlangen, und was ist jede Frucht, wäre es auch eine verbotene, gegen eine Ausstattung?

Eine Ausstattung!!!

Die magische Sache! der Talisman! der Traum des Lebens . . . .

. . . .

„Nun! und was dann?" fragte der Doctor Morin, indem er um den Felsen bog, auf welchem unlängst Tiennet Blône und der Hirt Yaume gesessen hatten; „wie! — muß man Ihnen das erst bis zur Augenscheinlichkeit beweisen? — Wahrhaftig, mein Herr, der **Drapeau blanc** sagte es erst noch heute Morgen — und der **Etoile** ebenfalls, — und selbst die **Quotidienne**, obgleich sie von Martignac vergiftet ist! — O! wir kennen Eure Lafayette und sein weißes Pferd! — Die Liberalen, sehen Sie — Futikan!"

Dieses letzte Wort, wenn es ein Wort ist, oder vielmehr dieser gemeine Ausdruck des niedrigsten Pöbels, beweist, wie sich Männer selbst der bessern Kreise in Folge von politischen Streitigkeiten verirren und vergessen können.

Futikan! in dem Munde des Doctor Morin! Futikan! mit Begleitung einer analogen Pantomime!

Das ist unschicklich und betrübend!

Das begreift man nicht! Futikan! Ein Herr Morin!

Ach, wenn Ihr wüßtet, welche Worte auf den Bänken der National-Versammlung, während die Papierscheeren rasseln und die Glocke des Präsidenten klingelt, gesprochen werden!

Na, das schadet nichts.

Der Mann, welcher mit Herrn Morin sprach, war der Notar Menand jun.

Menand jun., der Schweigsamste unter allen ministeriell Gesinnten, Menand, ein vernünftiger Mann, der nur den einen Fehler hatte, daß er Peitschenriemen zerkauete, wenn er eben nichts Anderes zu essen hatte.

Niemand unter uns ist ohne Fehler.

„Ja, mein Herr," versetzte Morin, indem er kurz abbrach, wie es die Novellisten in Paris und in den Provinzen zu thun pflegen, „ja, mein Herr! — Der Liberalismus ist eine Schlange —"

Er ergriff den Andern bei einem Knopfe des Rockes und neigte sich näher gegen ihn, um geheimnißvoll hinzuzufügen.

„Mein Herr, ich würde es nicht einem Jedem sagen, — aber eine Privat-Correspondenz belehrt mich, daß der Herzog von Angoulême liberal ist!"

Menand machte sich von ihm frei, schritt eilig weiter und klatschte mit seiner Peitsche.

Das war so seine Weise, eine Antwort zu ertheilen.

„Das ist ein beklagenswerth dummer Mensch!" dachte der Doctor; „fast könnte man glauben, daß er ein Liberaler sei."

Aber der Teufel soll mich holen, wenn Menand etwas anders war, als Artischocke und Notar!

Sie gelangten auf die Höhe, als Fargeau und Besnard mit Olivette's Belehrung zu Ende waren.

„Aber Verschwiegenheit!“ sagte Fargeau.

„Das bedarf keiner Erinnerung!“ antwortete das junge Mädchen.

„Wenn sie also heute Nachmittag nicht hierher kommt, so wird es im Schloßgarten geschehen.“

„Ich sage Ihnen, daß sie kommen wird...“

„Desto besser!“

Der Notar ließ zum zweiten Male seine Peitsche knallen, und zwar dieses Mal zu Ehren Olivette's, welche er mit erfreuten Blicken anschauete.

Olivette lachte ihm geradezu unter die Nase; er schien bezaubert.

„Ich sagte zu Menand,“ rief der Doctor schon aus der Ferne, „denn ich mache kein Hehl aus meinen politischen Meinungen — ich sagte zu ihm, daß unsere Lage eine beklagenswerthe sei — der Drapeau blanc und der Etoile —“

„Wie befindet sich mein Oheim?“ unterbrach ihn Fargeau.

„Ihr Oheim! – der ist ein eingefleischter Liberaler, mein Guter!“

„Hören Sie!“ sagte Besnard, indem er seinen Arm ergriff; „hier wird nicht gescherzt — wir verlieren unsere Zeit und unser Geld. — Wie befindet sich der gute Mann?“

„Besser, als wir, Besnard, besser, als unser unglückliches Frankreich!“ antwortete der Doctor wehmüthig; „wenn man den Liberalismus so fortwüthen läßt —“

Besnard wandte ihm den Rücken.

Menand hielt die Peitsche, wie ein Soldat, der sein Gewehr präsentirt, indem er noch immer entzückt vor Olivette stand, welche die einzelnen Maßlieben pflückte, die der Herbst verschont hatte.

O! die Notare!

Fargeau hatte sich dem Arzte genähert. Beide wechselten mit leiser Stimme einige Worte.

Seit die beiden zuletzt Gekommenen erschienen waren, merkte Olivette, daß sie überflüssig sei und der freien Unterhaltung im Wege stehe. Aber in dem Maße, wie die Zeit vorschritt, verschwand der Eindruck, welchen Fargeau's Worte bei ihr hervorgebracht hatten. Sie zweifelte. Ihr weiblicher Instinct ließ sie eine Verschwörung wittern. Gern hätte sie mehr erfahren.

Sie blieb, wohl fühlend, daß man nicht das Recht habe, zu ihr zu sagen: „Entferne Dich!"

Sie schien nicht sehr daran zu denken, sich zu ihrer Herrin zu begeben, welche doch, wie sie selbst gesagt hatte, auf sie wartete, und schon lange auf sie wartete.

Jemand nahm es auf sich, sie zu erinnern.

In dem Augenblick, als die Unterhaltung bereits stockte, obgleich man noch Vieles mit einander zu besprechen hatte, bewegten sich die Zweige des Dickichts hinter der hohlen Eiche; Tritte ließen sich auf dem Moos hören und eine Secunde später sprang Herr Lucien Créhu de la Saulays mit einem Sprunge über das niedere Gesträuch, welches den Wald von der Hochfläche der Mestivière trennte.

Er hatte seine Doppelflinte in der Hand, wie stets, und trug seinen Jagdanzug.

Inmitten der vier Männer, welche auf verschiedene Weise mit dem Siegel des Lasters bezeichnet waren, denn auch Menand war keine gute Frucht, gewährte das von Offenheit und Biederkeit strahlende Antlitz des jungen Mannes einen wohlthätigen Anblick.

Er hatte den Wald durchstreift. Seine Wangen waren höher geröthet, und seine gelockten blonden Haare fielen etwas in Unordnung gebracht unter der kleinen ledernen Mütze hervor: Heiterkeit, Kraft und Jugend verliehen ihm ihre Reize.

Man hatte ihn nicht erwartet. Die Züge Aller nahmen bei seinem Erscheinen einen andern Ausdruck an.

Olivette erbleichte ein Wenig und versuchte sich hinter dem Notar zu verbergen.

Lucien seinerseits schien erstaunt, hier eine so zahlreiche Gesellschaft zu finden, allein er hatte keine Zeit, sein Staunen auszusprechen, denn, als wäre das gemeinsame Uebereinkunft gewesen, beeilten sich Alle, ihm mit den Beweisen der größten Freundschaft entgegen zu kommen. Fargeau fiel ihm um den Hals, als hätte er ihn seit zehn Jahren nicht gesehen. Besnard und Morin schüttelten ihm auf herzliche Weise die Hand, und selbst Menand machte eine alberne Verbeugung mit dem Kopfe, welche alle Grenzen seiner gewöhnlichen Höflichkeit überschritt.

„Guten Tag, Fargeau, guten Tag meine guten Freunde!" sagte Lucien; „ich theile Ihnen mit, daß Jean Créhu in diesem Augenblick im Schlosse umhergeht."

„Bravo! bravo!" riefen Alle.

„Wir werden beim Abendessen Gesellschaft haben," fuhr Lucien fort; „Herrn von Guérineul, unsern Vetter von Mau-

dreuil, unsern Vetter Houël, und noch Andere. — Aber sagen Sie," fuhr er dann lebhaft fort und als hätte er in aller Eile zu einer interessanteren Unterhaltung übergehen wollen, „hat Niemand von Ihnen meine Base Bertha gesehen?"

„Ich nicht," antwortete Besnard.

„Ich auch nicht — ich auch nicht."

„Ich dachte sie hier zu finden," sagte Lucien mit Bestürzung; „und am meisten ärgert mich, daß ich sie nicht erwarten kann, da ich im Auftrage meines Oheims mich nach Vitré begeben muß."

Olivette verbarg sich, weil sie von ihrem Bewußtsein gepeinigt wurde. Lucien erblickte sie zufällig.

„Wie sollte sie auch hier sein, die arme Bertha," rief er aus, „da sie von der verlassen ist, welche sie führen und beschützen sollte."

„Gnade für Olivette!" sagte Besnard scherzend.

Lucien's Stirn und Stimme trugen das Gepräge der Wehmuth.

„Gnade!" wiederholte er; „hat man denn kein Mitleid mit dem armen sanften Kinde, welches allein und blind ist!"

„Gut!" dachte Olivette, indem sie die Augen senkte, „ich will doch wenigstens kein Fräulein aus Vitré heirathen!"

Lucien ergriff sie beim Arme. Sein Blick war strenge und seine Stimme hart.

„Meine Tochter," sagte er, „Du magst kokett, faul, lügnerisch und boshaft sein, wie man das sagt —"

„Und wer sagt das, Herr Lucien?" fragte Olivette, indem sie ihr Haupt erhob.

Ihre zarten Brauen waren zusammengezogen. In diesem

Augenblick hätte man sehen können, welcher Hintergrund sich unter diesen stets heitern und herausfordernden Zügen berge.

„Schweig!“ antwortete Lucien gebieterisch; „Du magst das Alles sein — es kümmert mich wenig — allein wenn es sich um meine Base Bertha handelt, dann bleib auf dem geraden Wege, verstehst Du wohl? — Denn bei dem ersten Fehler — und wenn sie auch für Dich bittet — jage ich Dich fort.“

Zwei Thränen benetzten Olivette's Wimpern, zwei Thränen der Scham und der Wuth.

Da waren vier Männer, welche sahen und hörten, wie sie gedemüthigt wurde.

Sie, deren Köpfchen noch von dem schönsten Traume gefüllt war!

O! sie schwor in diesem Augenblick, daß sie sich rächen werde.

Lucien ließ ihren Arm wieder fahren.

„Mich fortjagen!“ wiederholte sie.

Fargeau stand ihr zur Rechten.

„Er ist nicht allein Herr!“ flüsterte er ihr leise zu.

„Was schadet es, wenn Sie fortgejagt werden,“ sagte ihr Besnard in das andere Ohr, „wenn Sie ein reiches Mädchen sind?“

Ein Lächeln des Stolzes erleuchtete Olivette's Antlitz, über welches noch einige Thränen rannen.

„Still, still!“ rief Morin, „nur nicht böse, da ist sie!“

Alle wandten sich nach ihm. Sein ausgereckter Arm zeigte nach dem Pfade, welcher nach dem Schlosse führte.

Am äußersten Ende des Weges, erleuchtet von den schräg-

fallenden Strahlen der Wintersonne, erschien ein schönes und anmuthiges junges Mädchen.

Ihr Gewand flatterte im Winde, so wie auch ihre langen schwarzen Haare, welche unter dem Strohhute hervorfielen.

In der Hand hielt sie ein rosenfarbenes Band, welches an dem silbernen Halsbande eines kleinen, allerliebsten weißen Hundes befestigt war.

Es war die blinde Bertha, welche vergebens auf Olivette gewartet hatte und sich nun allein zu einem Stelldichein mit Lucien begab, allein, ungeachtet des schroffen Bergweges, ungeachtet der Fluthrinnen, welche den Weg durchschnitten, ungeachtet der Kiesel, der überhängenden Büsche. Man sah sie, die Heilige und Schöne, in ihrem Vertrauen zu Gott, in ihren Gedanken an ihre Liebe, holdselig lächeln.

Arme Liebende.

Lucien hatte nicht sobald Bertha gesehen, als er, so schnell ihn seine Beine zu tragen vermochten, den Weg entlang ihr entgegenlief.

Konnte man aber auch in Bezug auf das liebe kleine Fräulein Bertha zu viel Eifer, zu viel Zärtlichkeit zeigen?

Olivette blieb verlassen und niedergedrückt allein auf der Hochfläche. Ziemt sich nun die Bemerkung, daß sie von jetzt an nicht mehr die Getäuschte, sondern die Genossin des Verbrechens war?

Man kann das nicht wissen. Ein Prahler kann sagen, daß er in einem Sprunge über einen Fluß springen werde, daß er ganz allein zehn Mann niederwerfen wolle, daß er ohne einzuschlafen oder böse zu werden eine halbe Stunde lang den Vertrag eines Socialisten anhören könne, und was dergleichen Narrheiten mehr sind.

Aber Niemand kann sagen: Ich weiß genau, was ein junges Mädchen denkt.

Wir drückten uns weiter oben in Bezug auf Olivette aus: „Sie bedurfte ja weiter nichts, als einen Vorwand, um ihr Gewissen zu beruhigen.“

Darin liegt eben das große Unglück. Es ist ein Vorurtheil, das Gewissen für infallibel zu halten; es giebt Leute, welche ihr Gewissen betrügen.

Und das thun nicht etwa die Gauner, die Verworfenen, die Veteranen der Nichtswürdigkeit: nein, das thun die jungen Mädchen, die armen Frauen, die Kinder.

Das Gewissen protestirt, aber man schläfert es ein.

Und, glaubt mir: das eingeschläferte Gewissen ist eben nicht mehr werth, als das verhärtete Gewissen.

Olivette lehnte sich an den Felsen. Ihr Köpfchen war gegen den Busen geneigt, welcher stürmisch wogte und den leichten Stoff ihres Kleides hob. Die Thränen waren in ihren Augen vertrocknet.

Sie warf einen Seitenblick nach der Höhe des Weges, wo Bertha stehen geblieben war.

Bertha lächelte und war glücklich, denn Lucien war zuerst zu ihr gekommen. Sie hatte ihre Hand in Lucien's Hand gelegt. Von ihrer ruhigen und reinen Stirn gingen gewissermaßen sanfte Strahlen aus.

Sie zeichnete sich durch jene milde und ruhige Schönheit aus, mit welcher man sich die Engel denkt.

Aber ihre großen, weit geöffneten Augen, ihre so zärtlichen und guten Augen, starrten gerade der Sonne entgegen, welche sie nicht sah.

Arme Bertha!

Olivette dachte:

„Gut! ich sehe die Sonne! — ich möchte nicht mit ihr tauschen!

Ein boshaftes und eifersüchtiges Lächeln lag um ihre Lippen.

„Welche Unbesonnenheit!" sagte Lucien. „Bertha, ich bitte Sie, setzen Sie sich solchen Gefahren nicht aus!"

Und die vier braven Männer: Fargeau, Morin, Besnard und Menand wiederholten im Chor:

„Welche Unbesonnenheit!"

Uebrigens wollen wir nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß Menand diese Worte wirklich aussprach; aber er zog seinen Hut ab und strich die Haare zurück, welche ihm auf die Stirn hingen. Das war gewiß Alles, was man von einem Notar erwarten konnte.

„Ich hatte ja Chéri," sagte Bertha lächelnd und beugte sich, um den hübschen kleinen weißen Hund zu streicheln.

Aber Lucien war ihr zuvorgekommen. Er hielt bereits Chéri auf seinen Armen und bedeckte ihn mit Küssen.

„Ein rührendes Gemälde!" sagte Besnard in Fargeau's Ohr.

„Bst!" machte der junge Herr.

Lucien hatte Bertha den Arm gereicht. Sie stiegen mit einander den Weg hinab.

Fargeau und Besnard eröffneten den Zug. Dann folgte Morin allein, den Hut im Nacken und das vollkommene Bild eines Mannes gewährend, welcher den **Drapeau blanc**, den **Etoile** und die **Quotidienne** liest. Bertha und Lucien plauderten ganz leise hinter ihm.

Wer kam zuletzt? das war Menand, Menand die Artischocke, Menand der Notar.

Menand jun., berühmt durch sein zweifaches Talent, im Stehen zu schlafen und Peitschenriemen zu verdauen.

Menand, welcher seitdem — Allein, bewahren wir doch mehr Ernst! Durch solche Abschweifungen kann man sich keinen ehrenwerthen Namen in der schönen Literatur erwerben!

„Sie mußten nicht mit ihr zanken!" sagte Bertha, indem sie wahrscheinlich auf irgend eine Bemerkung Lucien's antwortete; „die arme Olivette! wo ist sie?"

„Kommen Sie, Olivette, kommen Sie, mein Kind," sagte salbungsvoll Herr Fargeau; „kommen Sie und danken Sie dem Engel, der sich für Sie verwendet."

Olivette rührte sich nicht von ihrer Stelle.

„Nun, komm doch, Olivette!" rief Bertha; „glauben Sie, Lucien, daß es eine angenehme Sache sei, stets eine Blinde führen zu müssen? — Ich will nicht, daß man auf sie zürne. — Komm und umarme mich, arme Olivette."

Endlich nahete diese. Bertha drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

„Du hast mich lieb," sagte sie; „ich weiß es wohl. — Ach!" fuhr sie dann fort, indem sie über die Wangen des jungen Mädchens strich, „sie hat geweint —"

Und sie küßte sie von Neuem und noch zärtlicher.

Während dieser Liebkosungen veränderte Olivette ihre Farbe. Sie stotterte und wußte nichts zu sagen, während doch sonst ihre Zunge so gar geläufig war.

Nach einigen Secunden entfernte sie sich wieder.

Und während sie ging, dachte sie:

„Ja, ja, ich habe sie sehr lieb, das arme kleine Fräulein!

— Und ich sollte sie noch länger von diesem blonden Lucien täuschen lassen! Ach nein! — nein! und nochmals nein!"

In der Höhlung der großen Eiche auf der Mestivière, an derselben Stelle, wo früher Yaume saß, um Tiennet Blône's Ankunft zu erwarten, hatten sich Lucien und Bertha dicht neben einander niedergesetzt, zwei Vöglein gleich, die in ihrem Neste sitzen.

Chéri, der kleine Hund, weiß, wie die Brust eines Schwanes, spielte im Grase, mit seinem rothen Bande an einen Zweig gebunden.

Sonst war Niemand mehr auf der Höhe.

Fargeau, Morin, Besnard, Menand und Olivette hatten sich entfernt, weil der junge Herr Fargeau mit großer Zartheit die Bemerkung gemacht hatte, daß sein Vetter und seine Base vielleicht etwas mit einander zu besprechen hätten.

Olivette hatte den Befehl erhalten, in der Nähe zu bleiben, um Bertha in einer halben Stunde nach dem Schlosse zurückführen zu können.

Die vier Freunde waren den nach Westen führenden Pfad hinabgestiegen, hatten sich an dem Ufer der Vesvre überzeugt, daß nun die Ueberschwemmung völlig vorüber sei, und sprachen dann von Geschäftsangelegenheiten.

Bertha und Lucien waren also ganz allein geblieben.

Lucien legte sein ganzes Herz in den Blick, mit welchem er Bertha anschaute. Bertha aber hörte das Pochen seines Herzens und fühlte seinen warmen Athem.

Sie liebten sich, wie man sich mit zwanzig Jahren lieben

kann, wenn man einfach und gut ist, wenn man ein reines, unbeflecktes Herz hat.

Für Lucien war Bertha Alles. Für Bertha gab es keinen Menschen weiter auf der Welt, als Lucien.

Lange saßen sie beisammen, ohne zu sprechen; dann sagte Lucien ganz leise:

„O! Bertha! wie gut Du bist!"

Das junge Mädchen bebte bei dem ersten Klange seiner Stimme sanft zusammen.

„Ich bin nur glücklich," sagte Lucien, „wenn ich bei Dir bin — wenn ich Dir zehn Mal, zwanzig Mal sagen kann: ich liebe Dich! ich liebe Dich! ich liebe Dich!"

Bertha lächelte und das Gefühl des Glücks ließ ihr Antlitz erstrahlen.

„Du liebst mich, Lucien," antwortete sie, „Du liebst mich! — O, das kannst Du mir nicht genug sagen!"

„Ich liebe Dich! ich liebe Dich!" wiederholte Lucien, indem er ihre schöne bleiche Wange mit Küssen bedeckte.

Dann fuhr er, wie in Verzückung, fort:

„Wenn Du wüßtest, wie schön Du bist, meine geliebte Bertha!"

Bertha lächelte wehmüthig.

„Es ist wahr," sagte sie, „ich weiß es nicht. — Mein Gott! nicht mich möchte ich sehen können, sondern Dich, Lucien. Es scheint mir aber, als erriethe ich Dich und als würde ich Dich unter allen heraus erkennen. — Du mußt so schön sein! — so schön!"

„Närrin! — Närrin!" sagte Lucien und küßte ihre Haare.

„Wenn Du zu mir sagst: Ich liebe Dich!" fuhr Bertha fort, „so kommt es mir vor, als wäre ich im Himmel. — O! das ist zu viel Glück, siehst Du — und ich liebe zu sehr — daher empfinde ich Furcht!"

„Furcht!" wiederholte Lucien, „warum Furcht!"

Bertha stockte. Sie legte ihr Haupt auf Luciens Schulter.

„Weiß ich es?" sagte sie ganz leise. „Wie könnte ich Dir das sagen? — Wenn Du bei mir bist, empfinde ich wohl keine Furcht — o, nein! — wenn Du bei mir bist, wenn ich Deine liebe Stimme höre, die mein Herz schneller schlagen läßt — ach, das ist sonderbar, Lucien, dann scheint es mir, als lichte sich meine Nacht, — als wäre etwas Glänzendes und Leuchtendes um mich, — dann errathe ich die goldenen Strahlen Eurer Sonne, und den schönen blauen Himmel, von welchem man mir so viel erzählt, den Himmel, welchen meine armen Augen nie sehen werden — dann ist es, als wenn ein Traum mich blende und mit Wonne erfülle —"

In ihrem Lächeln lag ein Ausdruck holdseliger Schwärmerei.

Aber bald verschwand dieses Lächeln wieder.

„— aber wenn Du Dich entfernst," fuhr sie dann mit plötzlicher Wehmuth fort; „o! dann kehrt die Finsterniß wieder; der Tag, welcher von meinem Herzen ausgegangen war, dieser Tag verlischt — in mir und außer mir wird Alles kalt, stumm, traurig — die Hoffnung entflieht — ich sinke in meine Nacht zurück. Und dann, Lucien, dann empfinde ich Furcht — ach, große Furcht!"

Ihr Kopf gleitete von Lucien's Schulter herab, als wollte

sie größere Sicherheit an seinem Busen suchen. Lucien betrachtete sie. Bewunderung, Liebe, Mitleid lagen in seinem Blicke.

Er wiederholte, fast ohne es zu wissen:

„Närrin! — liebe kleine Närrin!"

„Nein, nein," sagte Bertha, „ich bin keine Närrin. Höre, wenn Du mich je vergessen könntest —"

Lucien verschloß ihr scherzend den Mund.

Dann nahm er mit ernster Betonung das Wort:

„Das ist garstig, Bertha," antwortete er; „ich, Dich vergessen! — Glaubst Du denn, daß ich kein Herz und kein Gefühl besitze?"

„Verzeihe! verzeihe!" wollte das junge Mädchen bitten.

Aber Lucien wurde aufgeregter.

„Das ist garstig von Dir, Bertha," fuhr er fort, „denn ich habe keine andern Gedanken, als an Dich. — Du hast mir Dein Herz geschenkt, und ich habe Dir mein Leben geweiht. — Du hast noch mehr gethan, das ist wahr, armes Liebchen, denn das Weib hat den Vorzug vor uns Männern, daß es sich in unsere Arme werfen und zu uns sagen kann: Nimm hin, mein ganzes Herz, meine Ehre in dieser Welt, mein Heil in jener bringe ich Dir dar — Nimm hin, denn ich gehöre Dir ganz an! — O! Bertha! Bertha! ich schwöre es Dir bei dem Andenken an meine gute Mutter zu, Du hast Dich einem treuen Manne übergeben! Unterbrich mich nicht, um zu sagen, daß Du das weißt, denn ich habe noch nicht den vierten Theil meines Gedankens ausgesprochen. — Bertha, Bertha! Du bist meine Frau vor Gott! — Ich sehe, wie Deine süßen Lippen sich bewegen, ich verstehe, daß Du sagen willst: „Ich bin eine Blinde

— eine Blinde!" — O! arme Angebetete! gerade darum liebe ich Dich ja noch hundert Mal stärker!"

„Wie gut und edel Du bist!" flüsterte Bertha.

„Schweig! ich liebe Dich — das ist Alles! — Auch ich suche Dich, ich will Dich, ich rufe Dich! Bertha! meine geliebte Bertha! — Und wenn unser Kind erst auf der Welt ist, wenn es bei Dir und bei mir ist, uns Beiden zulächelt — schön, wie ein Engel, denn es wird Dir gleichen — o dann! dann scheint es mir, als würde ich den Verstand verlieren müssen!"

Bertha hatte das Auge niedergeschlagen, als hätte der Stern desselben des Schleiers der Augenlider bedurft.

„Höre," fuhr Lucien fort, indem er sie in seinen Armen hielt, „höre Du wirst unser Kind sehen — ja, das wirst Du. — Ich weiß nicht, ob wir Reichthum bekommen werden — aber, wenn ich erst Dein Mann bin, — und das wird nicht lange mehr dauern, meine kleine Bertha, — dann reisen wir nach Paris."

Seine Stimme nahm den Ausdruck einer kindlichen Wichtigkeit an.

„In Paris," fuhr er fort, „vollbringen die Aerzte Wunder, wenn man sie bezahlt. — Ich werde Alles, was ich besitze, einem Arzte geben, und Du wirst geheilt werden."

Bertha schüttelte langsam den Kopf.

„Ich sage Dir, daß Du geheilt werden wirst!" rief Lucien mit kindlichem Unwillen aus; „Du mußt mir nicht immer widersprechen, Bertha! — Ich sage es Dir — und ich bin deß vollkommen überzeugt!" wiederholte er, indem er sie leidenschaftlich küßte. „Verstehst Du vielleicht etwas davon? Kannst Du die

Möglichkeit oder Unmöglichkeit beurtheilen? — In Paris, siehst Du wohl, da erreicht man Alles, was man will."

„Giebt es denn keine Blinden in Paris?" fragte Bertha.

Anstatt zu antworten, schlug Lucien in seine Hände.

„Nein, nein!" fuhr er ausgelassen fort. „Ich gebe dem Arzte, der Dich heilen wird, noch nicht all' unser Geld. — Bedenke doch, Bertha, Du mußt auch Sammet, Seide, Perlen haben — Alles, was reizend ist, was ein junges Weibchen schön kleidet. — O! — o! — ich will es! hörst Du wohl? ich will es! ich will es! — Ich will, daß Du die Schönste in Paris seiest, wie Du jetzt die Schönste in Vesvron bist. Meine Liebe! an dem Tage, an welchem Du Dich zum ersten Male in einem Spiegel betrachten kannst, an dem Tage, an welchem Du zum ersten Male den Widerschein Deines guten Herzens in Deinen Zügen erblicken kannst, an dem Tage wirst Du begreifen, warum ich Dich so sehr liebe!"

„Und ich liebe Dich, ohne Dich je gesehen zu haben," unterbrach ihn Bertha, welche zerstreut war und ihre Lippen auf Lucien's Finger preßte.

„Und dann, Bertha," fuhr der junge Mann mit triumphirender Betonung fort, „dann wirst Du nicht mehr zu mir sagen: „Ich fühle Furcht."

„O! warum ist dieser Tag noch nicht gekommen!" rief Bertha mit einem tiefen Seufzer aus.

Lucien neigte sich über sie, um sie aufmerksamer zu betrachten.

Er lächelte nicht mehr.

„Du hast irgend ein Geheimniß vor mir, Bertha," sagte er mit veränderter Stimme zu ihr.

Bertha erhob ihre beiden Arme, schlang sie dann um Lucien's Nacken und faltete hinter demselben ihre Hände, worauf sie seinen Kopf an den ihrigen zog.

„Wirst Du aber auch nicht böse werden?“ fragte sie leise.

„Böse werden? — Warum?“

Sie schwieg, gab ihm einen langen Kuß und fuhr dann mit langsamer und traurigerer Stimme fort:

„Diejenigen, denen Gott die Gabe des Gesichts versagt hat, sind durch einen feinen, nie schlafenden Sinn entschädigt, der keinen Namen hat, den aber jeder Blinde besitzt. — Man erräth, man fühlt — man weiß! Nun, was mich betrifft, so habe ich errathen, daß man mich nicht liebt!“

„Wer liebt Dich nicht?“

„Keiner von denen, welche uns umgeben. Vielleicht wirst Du mir nicht glauben — aber ich spreche aus völliger Ueberzeugung. — Es besteht gewissermaßen eine geheimnißvolle Verschwörung gegen Deine Liebe, von welcher doch mein Leben abhängt. — Und —“

Sie unterbrach sich, wie unentschlossen, und fuhr dann fort:

„Und Du bist so gut, Lucien!“

Lucien's Stirn umwölkte sich.

„Du willst sagen: so schwach! nicht wahr?“ fragte er nicht ohne Bitterkeit.

„Vielleicht,“ antwortete Bertha, deren Stimme immer leiser wurde, so daß Lucien sie kaum noch verstehen konnte.

Lucien richtete sich empor. Ein Blitz leuchtete aus seinen Augen. Allein das war nur die Sache eines Augenblicks.

„Es ist wahr.“ sagte er, „es ist wahr! — ich bin sehr schwach — und ich weiß es wohl! — Aber, wenn man je Dich

angriffe, o! dann würde ich stark werden! — Fürchte nichts, meine kleine Bertha, meine Frau! — Wie freut es mich, Dich so nennen zu können! — Fürchte nichts — meine Schwäche ist keine Feigheit."

„Feigheit!" rief Bertha aus, welche sich nun ebenfalls stolz aufrichtete, „Du, mein Lucien und Feigheit! — O! ich weiß wohl, daß Du tapfer bist, wie ein Löwe!"

Lucien zog sie wieder an sein Herz und sie gab ihm willig nach.

„Ich danke Dir," sagte er; „ich glaube, daß Du Recht hast, Bertha. — Ich bin tapfer — aber jene Schwäche, welche Dich mit Furcht erfüllt, mein Gott! die fürchte ich ebenfalls und sie eben hat mich das schriftliche Ehegelöbniß ausstellen lassen."

Sein Blick richtete sich nach dem Hintergrunde der Eiche und weilte an einem der mit Moos verwachsenen Löcher, deren wir bereits erwähnten.

Obgleich er aufgehört hatte, zu sprechen, so antwortete Bertha dennoch nicht.

Aber ihre Züge antworteten für sie, die beredten Züge der Blinden, welche Gott so eingerichtet hatte, daß sie auch die zartesten Schattirungen des Gedankens auszudrücken vermochten, daß man in ihnen lesen konnte, was man in den Augen nicht zu lesen vermochte.

Ihre Züge schienen zu sagen:

„Mein armer Lucien, Du hast mir einmal ein Stück Papier gegeben und gesagt: Das ist ein Ehegelöbniß! — Ich habe Dir geglaubt, mein Lucien, wie ich Dir immer glaube — und ich habe Dir aus dem Innersten meines Herzens, mit Thränen

in den Augen gedankt — obwohl für mich ein Stück Papier dem andern gleich ist."

„Du schweigst!" sagte endlich Lucien, der in Bertha's schönen Zügen wie in einem offenen Buche den Gedanken las, welchen wir übersetzt haben.

„Dein Wort, Lucien," antwortete Bertha, „ist meine wahre Bürgschaft."

Und diese Antwort vervollkommnete so vollständig die Reihe der in den Zügen gelesenen Gedanken, daß Lucien nicht umhin konnte, im Tone des Vorwurfs zu fragen:

„Könntest Du an dem Werthe dieses Versprechens zweifeln?"

„Ich!" rief Bertha erstaunt aus; „Gott verhüte das! — das hieße an Dir zweifeln, Lucien! — Ich hebe dieses Versprechen auf, wie Du wohl weißt, — ich liebe es — ich ziehe es bisweilen hervor, wenn mich Niemand beobachtet — ich küsse es — denn es ist ja mein Schatz, es ist die Zukunft unsers armen Kindes!" setzte sie hinzu und verbarg ihr braunes Haupt fast unter dem Arme Lucien's; „aber es ist stets an seiner Stelle, dieses Versprechen, und sobald Du es nicht mehr halten willst, weißt Du, wo Du es finden kannst. — Und wozu bedürfte ich auch desselben noch, wenn ich doch sterben müßte?"

Ihre Stimme verlor sich in ein sanftes und fast klagendes Flüstern.

Lucien stampfte mit dem Fuße.

„Ha! so sind die Frauen!" rief er zürnend aus; „sterben! — sterben! — Warum sprichst Du vom Sterben? — Sterben! — als ob es sich um das Sterben handelte! Ich sage Dir,

daß Du eben so glücklich werden sollst, wie Du innig geliebt wirst. — Nun, lächle schnell, sonst werde ich ernstlich böse!"

Und das Lächeln erschien auf Bertha's gehorsamen Lippen.

Aber Lucien blieb traurig.

„Ich habe nun für den ganzen Tag genug," sagte Lucien, indem er sich schnell erhob. „Von hier bis Vitré werde ich Dich weinen sehen und fragen hören: Bedarf ich dessen noch, wenn ich doch sterben muß?" — „Geh, wenn Du mich lieb hättest, so würdest Du mein armes Herz nicht so quälen."

„Wenn ich Dich liebte!" stammelte Bertha mit jener leisen und leidenschaftlichen Stimme, welche im tiefinnersten Herzen wiedertönt.

Sie neigte sich an seinen Hals.

Sie war schön in ihrer keuschen und zu gleicher Zeit glühenden Liebe.

Lucien umschlang ihren Leib mit seinen Armen. Ihre Lippen berührten sich.

Bertha bebte zusammen und warf sich heftig zurück.

„Da ist Jemand!" sagte sie, „da!" Ihr ausgestreckter Zeigefinger deutete nach dem Theile der hohlen Eiche, welche an die Waldseite grenzte.

„Nun! wenn da Jemand ist!" rief Lucien laut und lachend aus, „so lade ich ihn zu unserer Hochzeit ein. — Hat es der Jemand gehört?"

Keine Antwort.

„Du wirst Dich getäuscht haben, Bertha," fuhr Lucien ernst fort, „aber, was gesagt ist, das ist gesagt. — Wir haben uns zu lange verweilt. — Ich muß nach Vitré, um dort einen

Brief von meinem Oheim abzugeben, und wenn ich wieder zurück bin, werde ich ihm unser Verhältnisse gestehen."

„Ach!" rief Bertha erschreckt aus.

„Sei ruhig. — Ach! ich bin so schwach, — daß Du binnen vierzehn Tagen vor dem Maire und dem Rector meine Frau werden wirst! — Ach! so schwach bin ich!"

Er nahm seine Flinte, welche an den Baum gelehnt gestanden hatte, und kehrte dann nochmals zu Bertha zurück, um sie zu küssen.

„Auf Wiedersehen!" sagte er. „Hast Du schon je von einem Herrn Honoré Créhu de Pelihou gehört?"

„Nein," antwortete Bertha.

„Zu Vitré," las Lucien, indem er die Aufschrift des Briefes nochmals ansah; „ich glaubte Jedermann in Vitré zu kennen, — und besonders diejenigen, welche unsern Namen führen. — Nun, was kümmert es mich! — Auf Wiedersehen!"

Er trat aus der Höhlung des Baumes hervor und rief Olivette mit laut hallender Stimme.

„Du wirst Bertha in das Schloß zurückführen, Olivette," sagte Lucien zu ihr. „Ach! da fällt mir eben ein, daß ich mit Dir gezankt habe, — ich werde Dir ein Halstuch für Deinen Kummer mitbringen."

„Ich bedarf Ihres Halstuches nicht, Herr Lucien," antwortete Olivette mit Kälte.

„Hm?" machte der junge Mann, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

„Ich bekomme mein Lohn, damit ich meine Pflicht thue," fuhr Olivette fort, welche die Haltung einer Königin auf der

Bühne angenommen hatte; „behalten Sie also Ihre Geschenke für die Damen in Vitré.

Diese Worte waren mit der sichern Berechnung ausgesprochen, welche der schönen Hälfte des menschlichen Geschlechts ganz allein eigen ist: laut genug, damit Bertha dieselben verstand, und dabei auch leise genug, so daß Lucien die Ohren öffnen und sein „Hm?" wiederholen mußte.

Olivette erreichte jedoch die gehoffte Wirkung nicht, indem Bertha gar nicht auf ihre boshaften Worte achtete.

Lucien wandte der Zofe den Rücken, küßte Chéri, um in diesem nochmals dessen Herrin zu küssen, und stieg dann den Pfad hinab, welcher nach der Vesvre führte.

Ihr, junge Mädchen, die Ihr so liebt, wie man nur ein Mal liebt, um sich stets dieser Liebe zu erinnern, Ihr lachenden, glücklichen Schönen von sechszehn Jahren!

Ihr, die Ihr heiß liebt, schöne Engel mit gagathfarbenen oder goldenen Haaren, Nymphen des Piano, liebe Kleinen, denen die fade Romantize so viele herausfordernde Reime gelehrt hat!

Zärtlichkeit, Trunkenheit! Mächtige Töne!

Schwermüthige Opfer des zweistimmigen Nocturno! Ihr, denen Herr Herz oder Zimmermann die Liebe und das Geheimniß enthüllt hat!

O Ihr unsere weißen Tänzerinnen! weltliche Erscheinungen mit Kornblumen in den blonden oder Perlen in den schwarzen Haaren!

Arme Bertha!

„Ihr, jungen Mädchen, Ihr folgt ihm lange mit den Augen, wenn er geht, Euer Don Juan, sei es ein schöner Vi-

comte, oder ein schimmernder Wechselagent, oder ein bleicher Demokrat, welcher dereinst Euer Gatte werden wird.

Sehr lange, bis Ihr ihn nicht mehr sehen könnt, schaut Ihr ihm nach, und zwar nach einer Melodie aus den „Liedern von Schuberth" oder aus den „Rêveries" des Fräulein Puget.

Arme Bertha!

Während Lucien nach der Ebene hinabeilte, konnte sie ihm nicht folgen mit ihren Augen.

Aber sie horchte, und zwar ebenfalls lange Zeit, bis das Geräusch seiner Tritte ihren geübten Ohren nicht mehr wahrnehmbar war.

Dann kreuzte sie die Arme über der Brust und versank in Nachdenken.

In diesem Augenblick befanden sich Bertha, Olivette und Herr Fargeau de la Saulays auf der Mestivière.

„Ist es schon sehr spät?" fragte Bertha nach einer Minute.

Olivette blickte Fargeau an, der ihr ein Zeichen gab.

„Nein," antwortete sie.

Die Sonne war untergegangen; Nacht senkte sich bereits auf die Gefilde.

Auf ein Zeichen Fargeau's antwortete Olivette:

„Nein, nein, mein Fräulein; die Sonne ist noch nicht untergegangen."

Für das unglückliche, des Augenlichts beraubte Kind vermehrten und vergrößerten sich die Gefahren bis in das Unendliche. Für sie wurden die Erfindungen der Dichter des Mittelalters gleichsam zu Wirklichkeiten. Das geheimnißvolle Agens, der unsichtbare Dämon bestanden in ihrer Nähe thatsächlich.

Ach! und es bedurfte nicht einmal des Zaubers und der Magie, um sie in den Abgrund zu treiben, welcher treuloser Weise vor ihr geöffnet war. Es bedurfte nur eines Menschen, der feige und ehrlos genug war, um ihr schweres Unglück zu benutzen und sich aus demselben eine Waffe gegen sie zu machen.

Fargeau war da.

Olivette fuhr fort:

„Sie sind ganz bleich, Fräulein Bertha; setzen Sie sich und ruhen Sie ein Wenig aus, bevor wir in das Schloß zurückkehren. Sie haben Zeit genug."

Bertha setzte sich.

Ihre Gedanken nahmen sie ganz in Anspruch. Ihre Brust schien ihr zu enge für ihr Herz. Lucien's letzte Worte hallten noch in ihren Ohren wieder.

Sie sollte seine Frau werden.

Bertha war überselig durch dieses zu große Glück, welches fast ihre Seele verletzte.

In ihrer Freude lagen aber zugleich Schmerz und Furcht.

Das Herz erräth. Die, welche heiß lieben, haben prophetische Gaben.

Lucien war eben über die Vesvre gesetzt, die in ihr schmales Bett zurückgekehrt war, und folgte singend der Straße nach Vitré.

Komödie.

Die Nacht brach an, obgleich Olivette, dem stummen Befehle des Herrn Fargeau Créhu de la Saulays gehorsam, das Gegentheil versichert hatte.

Bertha hatte sich auf eine der Wurzeln der großen Eiche gesetzt. Sie erlag fast der Größe ihres Glücks.

Sie träumte, oder sie betete vielmehr, denn ihre Gedanken wandten sich zu Gott.

Olivette hatte sich Fargeau genähert.

„Du hast mich also wohl verstanden?" fragte dieser leise.

„Ja," antwortete Olivette.

„Der Augenblick ist gekommen — gehe!"

Olivette schien zu zögern.

„Hören Sie," sagte sie leise, „schwören Sie mir zu, daß Herr Lucien sie hintergeht?"

„Auf meine Ehre! — Nun gehe!"

„Ich bin —"

Fargeau schulterte sich und wandte ihr den Rücken.

Olivette zögerte noch einen Augenblick und kehrte dann zu Bertha zurück, welche zu fern saß und zu tief in ihre Ge-

danken versunken war, als daß sie etwas gehört haben sollte.

„Fräulein Bertha," sagte sie mit der sanftesten Stimme, welche ihr zu Gebote stand, „da ich jetzt mit Ihnen allein bin, so wünschte ich, Sie um Verzeihung zu bitten und Ihnen zu sagen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich meine Pflicht vernachlässigt habe."

„Du weißt wohl, daß ich nicht böse mit Dir bin, meine gute Olivette," antwortete das junge Mädchen lächelnd, „und wenn ich wirklich auf Dich böse gewesen wäre, so würde ich Dir dennoch schnell verzeihen — denn ich bin so glücklich!"

„Glücklich!" wiederholte Olivette, indem sie sich bemühete, durch die Betonung ihrer Worte das Kopfschütteln bemerklich zu machen, welches Bertha nicht sehen konnte; „desto besser! desto besser, wenn Sie glücklich sind, mein gutes Fräulein. — Ich glaubte —"

Sie unterbrach sich. Fargeau war stets zugegen dem Aufseher gleich, welcher verhütet, daß die Sklaven bei ihrer Arbeit nicht feiern.

„Du glaubtest?" fragte Bertha nachlässig.

„O!" sagte Olivette, „ich habe wenigstens die Vorwürfe des Herrn Lucien Créhu nicht verdient."

„Sprechen wir nicht mehr davon, Olivette."

„Wie Sie befehlen, mein Fräulein, — aber ich verdiente sie nicht, — ich hatte den ganzen Tag damit hingebracht, für Sie zu sorgen. — Sie wundern sich darüber, Fräulein Bertha," fuhr Olivette mit stärker betonter Stimme fort, weil Bertha von Neuem in ihre Träumereien versank; „Sie wundern sich! —

Aber, mein Gott! wie albern ich auch bin! — Ich hatte mir vorgenommen, nichts davon gegen Sie zu erwähnen!"

Bertha wurde jetzt aufmerksam.

„Was mengen sich auch die Leute darein? Wozu thun sie das?" rief Olivette mit verstelltem Zorn aus; „ach, ich habe ihnen meine Art zu denken aus einander gesetzt — ja, ja! — Ich habe meine Zunge nicht in der Tasche! — Solche Redereien über meine liebe Herrin zu bringen!"

„Aber, was erzählst Du denn da?" fragte Bertha ruhig.

Olivette stand der Schweiß vor der Stirn, so sehr strengte sie sich an.

Sie wußte noch selbst nicht recht, wie sie den Hauptschlag anbringen sollte.

Wäre Fargeau nicht zugegen gewesen, so hätte sie vielleicht ihren Plan wieder aufgegeben; aber Fargeau war zugegen, und Olivette wagte daher nicht, auf halbem Wege stehen zu bleiben.

„O! das zernagt mir das Herz!" nahm sie wieder das Wort. „Sehen Sie, ich kann nicht nein sagen! — Das zernagt mir das Herz! — Fräulein Bertha betrogen hier — Fräulein Bertha betrogen da! — Meiner Seel'! man sollte glauben, es machte ihnen Spaß, solche Abscheulichkeiten zu wiederholen!"

Bertha hatte ihr Haupt erhoben und eine Wolke umdüsterte bereits ihre schöne Stirn.

Wie ehrlos war diese ganze List verschwendet!

Das arme Kind war ja so leicht zu täuschen!

Unglücklicher Weise sind gerade die mißtrauisch und eifersüchtig, welche am leichtesten zu täuschen sind.

Bertha fürchtete ohne Unterlaß, weil sie das Bewußtsein

ihrer körperlichen Schwäche hatte. Sie hatte ja zu Lucien gesagt und wiederholte es auch sich selbst unaufhörlich:

„Kann man eine Blinde heirathen?“

Und doch liebte sie so heiß, so aufrichtig?

Und doch sollte sie Mutter werden.

O! verdammt nicht, Ihr, die Ihr das Recht habt, strenge zu sein, Ihr Reinen, Ihr Christinnen!

Habt vielmehr Mitleid! Sie waren Beide Kinder, Beide arme Kinder!

Wißt Ihr, wie traurig und kalt das Leben in dem großen Schlosse von Ceuil war? Sie hatten sich einander genähert, wie zwei Wanderer, die sich in einer Schneewüste treffen und an einander schmiegen, um sich gegenseitig gegen den Tod durch das Erfrieren zu schützen.

Sie hatten sich in einander verliebt, ohne es zu wissen, wie man athmet, um zu leben.

Sie hatten sich in einander verliebt, weil sie sich gegenseitig als gut, edel und aufrichtig erkannten, während die ganze Atmosphäre um sie her nur Selbstsucht und Lüge athmete.

Sie wußten selbst nicht, seit wann sie einander anbeteten.

Und, darauf verlaßt Euch, sie waren von tiefer Betrübniß ergriffen, seit sie den Fehltritt begangen hatten!

O! die arme Bertha! Sie wagte nicht einmal zu beichten! Sie hatte ein Geheimniß vor dem greisen Priester! Der Tisch des Herrn war ihr untersagt.

Wenn sie in der kleinen Kirche von Vesvron niederknieete, dann weinte sie, anstatt zu beten.

Und Lucien! — Meine jungen Herren lächelt nicht: in Bezug auf Lucien fand ganz dasselbe statt.

Lucien, das gute und einfache Herz, war ein wahrer Christ, und mehr, als ein schwerer Seufzer entwand sich daher seiner Brust, wenn er von fern den Herrn Rector begrüßte, dem er sich nicht mehr zu nähern wagte.

„Ach, Ihr Philosophen des Comptoirs und der Druckerei, Schreiber aus den stinkenden Stuben der Anwalte, Krämerburschen mit gereiften Ansichten, zungendreschende Sachwalte, Ritter von der Elle und von der Feder, lacht nicht, sage ich Euch! Lucien lebte hundert Stunden von den Rinnsteinen des aufgeklärten Paris.

Aber wie war denn das gekommen? — Sollen wir etwa den Fall des armen Engels in allen seinen Einzelheiten erzählen?

Nein, denn keine irdische Sprache hat Worte, um die Freuden und Leiden des reinen Herzens zu schildern, welches auch nach seinem Falle noch jungfräulich blieb, dessen Keuschheit auch den Fall noch überlebte.

Es war schon lange her, daß sie sich liebten, schon lange her, seit Lucien zu Bertha gesagt hatte: Du wirst meine Frau werden, — da waren Beide eines Tages traulich beisammen. Es war gegen Abend Die herbstliche Sonne hatte eine sanfte und angenehme Wärme in der Luft zurückgelassen.

Während des ganzen Nachmittags hatten sie bereits schöne Schlösser für die Zukunft erbaut.

Bertha wollte in das Schloß zurückkehren. Lucien folgte ihr.

Als Bertha auf ihr Zimmer zurückgekehrt war, ergriff sie ihre Harfe.

Jedes Weib, wenn es übrigens schön ist und geliebt wird,

hat seinen eigenthümlichen Reiz, durch welchen es unwidersteh-lich gemacht wird. Wenn Bertha sang, so war sie kein irdisches Weib mehr. Der Schleier, welchen Gott über ihren Blick ge-worfen hatte, verschwand dann gewissermaßen. Es umgab sie ein strahlender Nimbus: Alles, was die Poesie Süßes, was die Liebe Hinreißendes hat, Alles, was in der unschuldigen Schwermuth eines sechszehnjährigen Kindes Bezauberndes liegt, vereinte sich dann, um ihr überirdischen Reiz zu verleihen.

Ihre Stimme war klangvoll und dabei sanft; man fühlte, daß sie ihr ganzes Herz in ihren Gesang legte.

An diesem Abende zitterte Bertha's Stimme. Man hätte ihren Gesang mit tönenden Thränen vergleichen können.

Ihr Herz entströmte ihr und floß über. Es war das die wundersame Klage der jungfräulichen Liebe, es waren das süß-umduftete Seufzer, Unruhe des Herzens, eine Leidenschaft, so zähe und tief, wie ein Fieber.

Lucien lauschte.

Lucien war in Verzückung.

Gott verzeiht, so verurtheilt denn Ihr auch nicht!

Es war ein unglücklicher, aber strahlenvoller Traum. Beim Erwachen preßte Lucien beide Hände vor seine Stirn und sank auf seine Kniee nieder.

Bertha's Antlitz war von Thränen überfluthet.

„Ich schwöre es Dir zu, Bertha!" stammelte Lucien mit erstickter Stimme; „ich schwöre es Dir zu, daß Du meine Frau werden sollst!"

Vor dieser Stunde hatte Bertha nie Furcht gehabt.

Ach! von diesem Augenblicke an begann sie zu zweifeln.

Der Schleier, welcher ihre Augen überzog, ward zu einer grausamen Last für sie.

Eine Blinde! eine Blinde! Kann man eine Blinde heirathen?

Wir wiederholen es daher: die ganze Komödie, welche man mit ihr spielen wollte, um ihr Glauben und Hoffnung zu rauben, diese Komödie mußte einen sichern Erfolg haben.

Sie hatte Olivette's Hand ergriffen.

„Was sagst Du denn da, meine Tochter?" fragte sie mit aufgeregter Stimme.

„Nun!" erwiderte das Mädchen, „ich sage nur, daß man sagt, — aber ich bin recht böse darüber geworden! — Und wenn es wirklich wahr wäre, so frage ich Sie, ob das die Leute etwas angeht?"

„Was denn? — aber was denn?" fragte Bertha, welche ganz bleich geworden war.

„Verdammt! — ich weiß nicht, ob ich Ihnen Alles wiederholen darf —"

„Du läßt mich erzittern, Olivette!"

„Es ist aber auch keine Kleinigkeit, sehen Sie! — Es ist Grund vorhanden, um zu zittern."

Bertha fragte nicht weiter.

Fargeau machte von Ferne ein Zeichen der Billigung. Der ganze Auftritt entwickelte sich durchaus nach seinem Plan.

„Indeß ist es gewiß besser, daß Sie für einen Augenblick sich betrüben," fuhr die ländliche Zofe fort, „als daß Sie zum Gespött für die ganze Welt werden. — So hören Sie denn, aber nehmen Sie Ihr Herzchen ein Wenig zusammen, wie man

zu sagen pflegt, mein gutes Fräulein. – Herr Lucien hat Sie zum Narren! – Nun ist es heraus!"

Bertha erhob sich und trat steif und fest vor die Zofe hin.

„Er macht einer jungen Person in Vitré den Hof," fuhr Olivette entschlossen fort.

Dann setzte sie gewissermaßen moralisirend hinzu:

„Das ist abscheulich, wie ich gar nicht verhehle, und erregt Abscheu! — Aber das sieht der Männerwelt so ganz ähnlich!"

„Geh!" sagte Bertha, „geh, meine Tochter!"

Chéri richtete sich auf seinen kleinen Pfoten empor und sah Olivette zornig an.

Diese aber wich nicht von der Stelle.

„Geh!" wiederholte Bertha, „Du täuschest mich oder Du täuschest Dich selbst. — Was Du da sagst, ist gar nicht möglich!"

„Ich sollte Sie täuschen! ich! mein liebes Fräulein?" rief Olivette aus; „o, nein! — Sollte ich aber getäuscht sein — nun ich möchte wohl, daß dem so wäre, aber es ist unmöglich! — Die Magd des Rectors ist wahrlich keine Lästerzunge! — Und zudem habe ich auch lesen gelernt!"

Bei diesen Worten griff Olivette rasch in ihre Tasche, fand aber nicht, was sie suchte.

Sie wandte sich gegen Fargeau, welcher sie verstand, ein Blatt Papier zu einer Kugel zusammenknitterte und es ihr von fern zuwarf.

Während Olivette das Papier aufhob, sagte Bertha ziemlich mechanisch.

„Du hast lesen gelernt? – Warum sagst Du mir, daß Du lesen gelernt hast?"

„Weil ich einen Brief gelesen habe," antwortete Olivette.

„Was für einen Brief?"

„Einen Brief, welchen Herr Lucien verloren, die Magd des Rectors aber gefunden hat."

Bertha vermochte kaum noch zu athmen.

„Ach!" rief sie aus, „Du lügst, nicht wahr? — Du willst mich mit dem Allen nur erschrecken?"

„Einen Brief, in welchem er sagt — daß er — eine Andere liebt," sagte Olivette, durch Fargeau's gebieterischen Blick beherrscht.

„Du lügst! — Du lügst!"

„Einen Brief, in welchem er sagt, daß er Sie nicht liebt."

Bertha stieß einen Schrei aus.

„Und Du hast diesen Brief gelesen?" fragte sie mit Anstrengung.

„Ich lese ihn in diesem Augenblick nochmals," sagte die Zofe, „denn ich habe ihn hier in der Hand."

Bertha ergriff das Papier, als hätte sie in diesem Augenblick die Gabe des Gesichts gehabt, und zerknitterte es krampfhaft zwischen ihren Fingern.

„Du lügst! — Du lügst!" wiederholte sie, ohne zu wissen, was sie sprach.

Und dennoch hatte diese plumpe List einen vollkommenen Erfolg. Das weiße Blatt, aus der Schreibtafel des Herrn Fargeau gerissen, war für die Blinde ein Beweis ihres Unglücks.

Dieses Papier brannte in ihrer Hand. Es schien ihr, als ob ihre Finger die Schriftzüge fühlten.

„Ich lüge!" rief Olivette im Tone des Vorwurfs aus. „O! mein liebes Fräulein, Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie

liebe! — Uebrigens ist ein Mann nur ein Mann! — Und es giebt deren so viel! — Einen verloren, sehen Sie, und zwei wiedergefunden!"

So plauderte Olivette fast mit heiterm Sinn. Sie fühlte nicht viel Gewissenspein, weil sie die Folgen des Dolchstoßes, den sie ihrer Gebieterin beigebracht hatte, nicht ermessen konnte, weil sie ferner eine Ausstattung gewann, und weil sie endlich dem Herrn Lucien, der sie so sehr beleidigt hatte, einen Possen spielte.

Glaubte sie an die Untreue des Herrn Lucien? Vielleicht auch das!

Frau Marion, die Rentière, war in ihrem neunzehnten Jahre gewiß eben so gewesen, wie Olivette.

Solche gute Personen machen ihren Weg. Sie sterben zwar bisweilen im Hospital, allein das kann einem Jeden widerfahren.

Fargeau war hinter dem Felsen verschwunden. Nach einem Augenblick zeigte er sich wieder und zwar in Begleitung des Rechtsanwalts Besnard.

Alles war in dieser Komödie vorausbedacht, denn sie war das Werk der sorgsamsten Ueberlegung.

Das Erscheinen Besnard's war ein Signal.

„Hören Sie!" sagte Olivette rasch.

Und da Bertha nicht antwortete, so ergriff sie dieselbe beim Arme und fuhr fort:

„Haben Sie es nicht gehört? — Dort sprach man von Ihnen!"

Bertha antwortete noch immer nicht.

„Und von Herrn Lucien," fuhr Olivette fort.

Ach!" rief Bertha aus, „wer denn?"

„Herr Fargeau und Herr Besnard."

„Wo sind sie?"

„Sie kommen! — Wollen Sie den Beweis von dem haben, was ich sagte? — und vielleicht noch etwas Neues vernehmen? Verstecken Sie sich!"

„Ja," sagte Bertha schnell, „ich will mich verstecken."

„Da — in der Eiche."

Sie zog das junge Mädchen, das Alles mit sich machen ließ, mit sich in die Eiche.

Fargeau und Besnard kamen näher heran. Alles war geordnet, damit jeder Auftritt neuer Personen zu rechter Zeit erfolge.

„Bin ich ordentlich versteckt?" fragte Bertha.

Das arme Kind stand mitten in der Oeffnung der Eiche, so daß jeder Vorübergehende sie sehen konnte.

„Ja," antwortete Olivette, „Sie sind vollkommen versteckt!"

„Und Niemand kann mich sehen?"

„Niemand! — Aber Bst! — Da sind sie!"

Bertha lauschte, indem sie alle Nerven ihres Gehörs anspannte.

Olivette gab dem Herrn Fargeau und Herrn Besnard ein Zeichen, welches bedeuten sollte: „Tretet auf die Bühne — man ist bereit Euch zuzuhören!

Ehrlosigkeit.

Fargeau und Besnard traten in lebhafter Unterhaltung auf.

Zur Einleitung rief Herr Besnard drei oder vier Mal:

„Das ist ehrlos!"

Wir wissen schon, daß er diese Worte meisterhaft auszurufen verstand.

„Sie irren sich, mein lieber Herr Besnard," antwortete ihm Fargeau, „ich versichere Sie, daß Sie sich täuschen."

„Was! ich sage Ihnen, daß ich mich nicht täusche, Herr Fargeau, und wiederhole nochmals, daß das eine ehrlose Handlung ist! — Nehmen Sie es, wie Sie wollen!"

„Mein Vetter ist ein rechtschaffener Mann, Herr Besnard!"

„Ein rechtschaffener Mann hin, rechtschaffener Mann her, Herr Fargeau! — Kurz, Jeder beurtheilt die Rechtschaffenheit nach seiner Weise."

„Da bleiben sie stehen!" sagte Olivette in Bertha's Ohr.

Wir müssen wohl annehmen, daß die hübsche Zofe jetzt gewußt habe, was von der tugendsamen und frommen Entrüstung des Notar Besnard zu halten sei.

Bertha fragte nochmals:

„Können sie mich auch nicht sehen?“

„Sie müßten des Teufels sein, um Sie zu sehen,“ antwortete Olivette ganz leise.

„Daß Sie Ihren jungen Vetter vertheidigen, Herr Fargeau,“ nahm Besnard wieder das Wort, indem er etwas ruhiger sprach, „ist eine ganz natürliche Sache, — aber sehen Sie, — ich finde das Alles ganz natürlich, wie ich Ihnen gar nicht verhehle. Doch ist nicht Jedermann gezwungen, die Dinge von demselben Gesichtspunkte zu betrachten, und wenn Sie von Ihrer Freundschaft geblendet werden —“

„Durchaus nicht!“ sagte Fargeau.

„Nun,“ sagte Besnard mit Entschiedenheit; „gegen Thatsachen kann kein Einwand gemacht werden. — Haben Sie den Brief gelesen?“

„Narrheiten, wie sie wohl von jungen Männern begangen werden!“

„Auch gut! — Also bloß Narrheiten, wie sie wohl von jungen Männern begangen werden! — Trefflich! — trefflich! — auf mein Wort!“

„Ich kann Sie versichern,“ gegenredete Fargeau, „daß er zu viel Freundschaft gegen unsere arme Cousine fühlt.“

„Ach! ach!“ rief Besnard in einem Tone, welcher einem Dolchstiche gleich Bertha's Herz verletzte; „Freundschaft! — zu viel Freundschaft! — das wird ihn nicht abhalten, eine Andere zu heirathen, wie es scheint.“

„Aber —“ wendete abermals Fargeau ein.

Besnard schloß ihm aber sofort den Mund, indem er im kräftigsten Tone sagte:

„Das ist ehrlos!"

Bertha preßte ihre beiden Hände gegen ihr Herz. Sie duldete, daß sie fast erlegen wäre. Aber sie horchte noch immer.

Olivette betrachtete ihre Herrin. Auch sie fühlte sich jetzt höchst unwohl, und Gewissenspein ergriff sie, während sie dieses schweigende Märtyrthum vor Augen hatte.

Sie tröstete sich aber:

„Es ist zu ihrem Besten, — zu ihrem Besten!"

Und zu gleicher Zeit dachte sie auch ein Wenig an ihre Aussteuer.

Grund genug, um Muth zu fassen!

Herr Fargeau und der Rechtsanwalt hatten sich während des Sprechens mehr und mehr dem Baume genähert.

Besnard hielt Fargeau an:

„Hier wollen wir bleiben," sagte er, „denn hier sind wir gegen alle neugierigen Ohren geschützt; wir können ohne Gefahr von Ihren Familien-Angelegenheiten sprechen. Hören Sie mich also an; denn ich möchte nicht, daß ein junger Mann, wie Sie, das Opfer eines übel angebrachten Vertrauens würde. — Es handelt sich jetzt nicht mehr um Ihre Base, Fräulein Bertha, und wenn ich fortfahre, von ihr zu sprechen, so geschieht das einzig, um Ihrer selbst willen. — Die junge Person steht mir zu fern, ich bin nie mit ihr in Berührung gewesen, während Sie, Herr Fargeau, gewissermaßen mein Zögling sind."

O! der würdige Zögling und der tugendsame Lehrmeister!

Olivette begann ihre Erziehung, während sie den beiden Männern zuhörte.

Da sie jedoch noch nicht besonders weit in ihrer Bildung gekommen war, so wurde sie von einem unüberwindlichen Abscheu ergriffen. Hatte man nicht erst kurz zuvor dasselbe Mittel, dessen man sich zur Täuschung der armen Blinden bediente, angewandt, um sie selbst zu täuschen?

Bei dem Prolog dieses Drama's wiederholte Besnard um ihretwillen sein famöses: „Es ist ehrlos!"

Fast fühlte sie Lust, Bertha beim Arme zu ergreifen und ihr zuzurufen:

„Diese beiden Männer sind ehrlose Lügner!"

Zugleich hätte sie Beiden in das Angesicht spucken mögen.

Hätte die kleine Olivette das gethan, so wäre sie ohne Zweifel noch einmal eine rechtschaffene Frau geworden; denn es giebt Augenblicke, von denen unser ganzes Schicksal abhängt. Sie hätte dann Yaume, den Hirten von Ceuil geheirathet, und hätte viele Kinder bekommen, deren Pathen Fancin, Yvon, Mérieul, Mathurin Houin, Pierre Mêchet und Louisie geworden wären.

Ach verdammt! Aber sie that das nicht, die kleine Olivette.

Sie war ein kluges Mädchen, welches nicht blindhin den ersten Regungen folgte. Sie dachte nach, wie es den Lehren der Weisheit gemäß ist.

Und dann die Ausstattung, die Ausstattung!

Und das Bild Tiennet Blône's mit seinem kühnen Wuchs und seinen langen, gelockten Haaren.

Daher folgte sie ihren Regungen nicht. O, nein! Auch wurde sie —

Aber wir werden bald sehen, was Olivette wurde.

Weit entfernt, dem Rathe des guten Engels zu folgen, welcher ihr rieth, Bertha gegen die beiden Schufte gemeinsten Ranges zu beschützen, welche sich auf ehrlose Weise gegen ein armes Kind verbündet hatten, gab sie sogar in diesem Augenblick Fargeau und Besnard ein Zeichen.

Ein Gedanke war nämlich in Bertha's Kopfe wach geworden: ein Verdacht, der sehr schnell wuchs, weil sie so sehr nöthig hatte, sich an einen Schimmer von Hoffnung anzuklammern.

Sie dachte:

Diese Männer kommen ja, wie gerufen, um von mir und Lucien zu sprechen. — Hätte Olivette einen Zauberstab gehabt, so hätte sie dieselben nicht zu passenderer Zeit herbeirufen können. — Mein Gott! mein Gott! wenn das ein abgekartetes Spiel wäre — eine Komödie!"

Und sie neigte sich an Olivette's Ohr.

„Aber Chéri!" flüsterte sie; „Chéri muß von ihnen gesehen werden! — Und wenn sie Chéri sehen, so müssen sie wohl errathen, daß ich selbst nicht weit bin."

Das sollte eine Prüfung sein.

Aber Olivette war schnell zur Antwort bereit.

„O, mein gutes Fräulein," antwortete sie, „ich denke an Alles! — Chéri ist hier — in dem Baume — eben so gut versteckt, wie wir."

Sie log nicht.

Chéri war eben so schlecht versteckt, wie Bertha.

Diese unterbrach ihre Gedanken, weil Herr Besnard das Wort wieder ergriffen hatte.

Er wollte den Hauptschlag vollführen.

„Verstehen Sie mich wohl,“ sagte er in vertraulichem Tone, „mein lieber Herr Fargeau. Es scheint, daß Ihr Vetter Lucien Ihrer Base Bertha die Ehe versprochen hat.“

„Das erscheint mir als eine ganz natürliche Sache,“ antwortete Fargeau.

„Ohne Zweifel — gewiß — Ihre Bemerkung macht Ihnen Ehre, mein junger Freund, und es fällt mir auch nicht ein, das Ehegelöbniß selbst zu tadeln.“

„Was tadeln Sie denn sonst, Herr Besnard?“

„Was ich tadle? ich tadle nur das Ehrlose! — Eine Handlung, welche auf die größte Nichtswürdigkeit deutet. — Was ich tadle! Sie wissen, mein lieber Herr Fargeau, daß ich kein Schläger bin — aber Menschen, wie Ihr Herr Vetter, könnten mich völlig aus meinem Charakter herausreißen, wenn ich mich so ausdrücken darf!“

Der Vater des Herrn Guérineul hatte, wie die Chronik erzählt, den Herrn Rechtsanwalt Besnard auf die grausamste Weise mit seinem Stocke durchgeprügelt.

Nun prügelte aber der Vater Guérineul, wenn er prügelte, mit einem Knüttel von gutem Sperberbaum, welcher zwei Zoll im Durchmesser hatte

Wir erzählen diese an und für sich unbedeutende Thatsache, um zu beweisen, daß Besnard nicht log, wenn er sagte, daß er kein Schläger sei.

Uebrigens war der Vater Guérineul das Jahr vorher an einem Gläschen Pfeffermünz-Branntwein gestorben. Ein alter Trunkenbold, der seinen Sohn schlecht erzogen hatte!

„Ich bitte Sie, sich näher zu erklären,“ sagte Fargeau ernst.

„Was ich tadle," antwortete der Rechtskundige, welcher sich noch mehr zu ereifern schien, „das ist der Umstand, daß er das freiwillig ausgestellte Ehegelöbniß wieder fortgenommen hat."

„O!" sagte Bertha und lächelte.

Es war bei der Aufführung dieser ehrlosen Farce das Eigenthümliche, daß die beiden Schauspieler die Wirkung ihres Gesprächs in den Zügen des Opfers lesen konnten. Sie waren höchstens zehn Schritte von Bertha und verloren sie nicht einen Augenblick aus den Augen.

Bertha's Lächeln brachte gleichsam einen doppelten Reflex auf den Lippen der Schufte hervor.

Und ihr Lächeln sollte bedeuten:

„Sie verlacht uns! — wir werden sogleich erfahren, wo das Ehegelöbniß sich befindet."

Bertha's Lächeln bedeutete dagegen:

„Die Narren! — Und ich Thörin konnte auch nur einen Augenblick Furcht empfinden!"

Sie ergriff Olivette's Hand und drückte dieselbe schweigend, als hätte sie ihr dafür danken wollen, daß sie durch ihre Vermittelung das Gespräch angehört hatte.

Olivette's Hand war ganz kalt.

Olivette fand die Beweisführung etwas zu langweilig. Sie fühlte sich gewissermaßen gemartert.

Die beiden würdigen Spießbrüder wechselten ein stummes Zeichen mit einander, durch welches sie ihre Zufriedenheit gegen einander ausdrückten. Dann nahm Fargeau wieder das Wort:

„Ich verstehe Sie durchaus nicht, Herr Besnard."

„Das macht Ihnen alle Ehre, mein junger Freund. Ich

aber bestehe darauf — Lucien ist ein ehrloser Mann! Lucien hat dem Fräulein Bertha das schriftliche Ehegelöbniß wieder genommen, um es als Brandopfer seiner Geliebten in Vitré zu geben."

„O!" sagte Fargeau, indem er durch die Betonung dieses Ausrufs den Abscheu zu erkennen gab, welchen ein ehrlicher Mann über ein solches Verfahren empfinden mußte.

Bertha lächelte noch immer, aber ihr Herz begann schon heftiger zu schlagen.

Ueberdieß hatte sie ja jenes Gelöbniß seit dem gestrigen Tage nicht in der Hand gehabt.

Instinctmäßig wandte sie sich nach der mit Moos bewachsenen Oeffnung, nach welcher Lucien blickte, als zum ersten Mal von dem Ehegelöbniß die Rede war.

Bertha empfand Furcht. Diese Furcht ging dann in Angst über. Sie fühlte ihren Muth sinken.

Und dieser Uebergang der Gefühle war ein so schneller, daß ihre Lippen noch immer lächelten, als ihr armes Herz bereits gebrochen war.

Olivette zog die Brauen zusammen. Der Rest von Rechtschafenheit und Menschlichkeit, welcher noch ihr Herz erwärmte, empörte sich.

„Das Ziel ist erreicht!" sagte Fargeau dem Rechtsanwalt in das Ohr.

„Ja," antwortete dieser, „aber Olivette wird Alles verderben."

Dann fuhr er mit lauter Stimme fort:

„Zweifeln Sie nicht länger, mein junger Freund. — Wenn ich etwas sage, so bin ich auch meiner Sache vollkommen gewiß.

Ich habe mit meinen eignen Augen das erwähnte Ehegelöbniß gesehen."

„In wessen Händen?"

„Nun! in den Händen seiner Geliebten."

Bertha lehnte sich an Olivette's Schulter.

Dann preßte sie beide Hände auf ihr Herz, welches von Verzweiflung ergriffen wurde.

Fargeau blickte Olivette an und legte den Finger auf seinen Mund. Sein heuchlerisches Auge schoß dabei so giftige Strahlen, daß das junge Mädchen zusammenbebte und von Fieberfrost ergriffen wurde.

„Nun wollen wir uns stellen, als gingen wir," sagte Fargeau leise.

„Während wir nach dem Schlosse zurückkehren," sagte Besnard, indem er sich mit Fargeau entfernte, „werde ich Ihnen erklären, wie ich das Alles erfahren habe."

Das fernere Gespräch vermochte Bertha nicht mehr zu verstehen.

„Sind sie gegangen?" fragte sie mit schwacher Stimme.

„Ja," antwortete Olivette, fortwährend beherrscht von dem Blicke Fargeau's, welcher sich geräuschlos näherte.

Ein Seufzer hob Bertha's Brust.

„O! – o!" rief sie in Verzweiflung aus, „ist das möglich, mein Gott!"

Olivette wollte den Mund öffnen, aber Fargeau gab ihr ein Zeichen.

Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

Bertha hatte sich wieder aufgerichtet. Der Ausdruck einer feierlichen Hoffnung lag in ihren schönen Zügen.

„Olivette," sagte sie, „mein armes Kind — gehe! — Ich will allein sein!"

„Aber, mein gutes Fräulein," begann das junge Mädchen, welches von Gewissenspein ergriffen war.

Ein zweites Zeichen von Fargeau ließ sie verstummen.

Auch Fargeau gebot ihr mit einem Zeichen:

„Gehe!"

Sie senkte den Kopf und ging einige Schritte.

„Sie wollen es so, mein liebes Fräulein Bertha," stammelte sie.

„Ja, meine Tochter! — gehe! — gehe!"

Olivette entfernte sich. Bevor sie um den Felsen bog, blieb sie noch ein Mal stehen, um nach Bertha zu schauen, allein diese stand noch regungslos an derselben Stelle.

„Fort!" gebot Besnard, welcher ganz nahe bei ihr auf der andern Seite des Felsens stand; „fort, Kleine, man bedarf Ihrer hier nicht mehr!"

Olivette ging den Weg nach Ceuil zurück.

Bertha blieb lange Zeit bewegungslos und stumm stehen.

Fargeau und Besnard warteten.

Das junge Mädchen faltete die Hände und betete:

„Mein Gott! ist es wahr, so laß mich sterben, ehe ich alle Hoffnung verloren habe!"

Es lag in diesem Gebet ein Ausdruck so tiefen Schmerzes und zugleich eine so große Sanftmuth, daß Fargeau und Besnard sich zu gleicher Zeit umblickten, um sich zu überzeugen, ob auch Olivette nicht zufällig zurückgekehrt sei.

Denn Olivette, welche überdieß schon erschüttert war, würde diesem Gebete nicht haben widerstehen können.

Selbst Besnard konnte sich einer gewissen Aufregung nicht erwehren.

Dagegen müssen wir gestehen, daß die verständigen Züge des jungen Herrn Fargeau die glücklichste Ruhe aussprachen.

Besnard war nur ein Elender. Fargeau aber war ein starker Geist.

Bertha fühlte um sich, betastete die innere Höhlung der Eiche und orientirte sich.

„Wahrhaftig!“ murmelte Fargeau, „das Ehegelöbniß muß hier in der Nähe sein!“

„Ich brenne vor Ungeduld!“ sagte Besnard, welcher gern tapfer scheinen wollte und doch zitterte.

Bertha blieb plötzlich stehen. Ihre Ohren hatten einen Ton vernommen.

„Ist da Jemand?“ fragte sie.

Da Niemand antwortete, so rief sie Chéri, welcher mit seinen weißen Vorderpfoten sich an seiner Herrin emporrichtete.

„Ist Jemand da, Chéri?“ fragte Bertha abermals.

Allein Chéri kannte Fargeau zu gut, um zu bellen. Er blieb stumm.

Bertha trat vor die mit Moos bewachsene Höhlung, welche wir schon mehre Male erwähnt haben.

Sie warf sich auf die Kniee.

„Das ist sehr langweilig!“ sagte Fargeau.

Besnard war leichenblaß und wagte nicht zu athmen.

„Mein Gott!“ betete Bertha, „und Du, heilige Jungfrau, habt Mitleid mit mir! — Ich bin sehr unglücklich, mein Gott! Ich habe in meinem Leben nur eine Zuflucht und eine Hoffnung. — O! wenn diese Zuflucht mir genommen würde! — wenn

diese Hoffnung vernichtet werden sollte — dann nimm mein Leben hin, mein Gott! — nimm mir recht schnell meinen Geist! — Darum bitte ich Dich hier auf meinen Knieen! — Nimm mein Leben hin, bevor meine letzte Hoffnung geschwunden ist!"

Besnard drückte Fargeau's Hand.

Er hätte umkehren mögen, denn die Klage des armen Kindes erschütterte zu gewaltig den Rest von Herz, welchen er noch in seiner Brust hatte.

Fargeau stieß ihn zurück.

„Ich habe Kinder!" sagte Besnard.

Fargeau lächelte spöttisch und antwortete:

„Ich habe keine."

„Hören Sie!" nahm Besnard wieder das Wort, „ich möchte sie lieber tödten!"

Fargeau schulterte sich und trat auf den Zehen in die Höhlung des Baumes.

Er stand zwei Schritte hinter Bertha.

Der kleine Chéri spielte zwischen seinen Beinen.

Bertha erhob sich.

Besnard wandte das Haupt ab, um nicht zu sehen, was vorgehen würde.

Der Brunnen-Platz.

Was ging denn so Schreckliches vor, daß nicht einmal Besnard, der Rechtskundige, es mit seinen Augen zu schauen wagte.

Besnard, dieses Herz von Pergament, dieser Acten-Schuft, dieser Elende, der nur deßhalb die Gesetze studirt hatte, um zu wissen, auf welche Weise man ungestraft betrügen, rauben, plündern könne

Aber es giebt doch verschiedene Grade der Niederträchtigkeit, und wenn das Opfer offenbar jeder Vertheidigung unfähig ist, empört sich unwillkürlich das Herz und fühlt sich der Arm gehemmt.

Ein Kind zu vernichten! ein blindes Kind!

Und es nicht mit einem freien und offenen Schlage zu vernichten, sondern von hinten und mit dem Vorbedacht der List! Sorgfältig die Stelle des Herzens zu suchen, um eine vergiftete Nadel in dasselbe zu stoßen!

So etwas vermögen nur philosophische Spitzbuben!

Jene großartige Gattung der Spitzbuben, die kalten, lymphatischen, süßlichen Spitzbuben!

Die Spitzbuben, welche in der Politik aus Liebe zu der Menschheit die Guillotine aufrichten.

Die ehrwürdigen, starkgeistigen, eklektischen, schwarzröckigen, vorzugsweise die pfäffischen Universal-Spitzbuben!

Die pedantischen Spitzbuben, in deren Adern Assa foetida fließt!

Die gesetzten, vernünftigen, bescheidenen Spitzbuben.

Wenn Ihr je einen derselben antrefft und wollt ihn in das Wasser werfen, wie einen räudigen Hund, so faßt ihn mit der Zange an!

Fargeau, weit entfernt, sich unbehaglich zu fühlen, befand sich vielmehr ganz in seinem Elemente.

Er glich jenen Chirurgen, welche mit der größten Heiterkeit ihre Aermel zurückschlagen, um mit ihren Händen in Menschenfleisch zu wühlen.

An das Werk!

Es war ja eine so einfache, so ungefährliche Sache!

Weiter nichts, als ein kleines Taschenspieler-Kunststückchen.

Tödten! pfui doch! Ach! wenn man auf keine andere Weise sein Ziel erreichen kann, dann mag es allenfalls hingehen.

Aber warum diejenigen tödten, denen man auf feine Weise das Leben stehlen kann, wie man etwa eine Börse stiehlt oder ein Taschentuch?

Ist denn die Kunst nichts? Wozu dient die Geschicklichkeit?

Unsere handelnden Personen waren auf folgende Weise aufgestellt: Draußen auf dem freien Platze stand Besnard; Fargeau und Bertha befanden sich in der Höhlung der Eiche.

Man bedurfte etwa einer Stunde, um von hier nach Ceuil und wieder zurück zu gelangen; und eine Stunde war etwa verflossen, seit Yaume mit seinen Kühen sich entfernt hatte.

Die Nacht hatte sich schnell gesenkt. Es war vielleicht Yaume, jene dunkle Gestalt, welche sich zwischen den großen Aesten der Eiche verbarg, die Augen fest an eins der nach oben führenden Löcher des Stammes gedrückt hatte und das Dunkel zu durchblicken suchte.

Es war Yaume, und wenn er es nicht war, so mußte es ein großer Affe sein, der aus einer der wandernden Menagerieen auf dem Wege von Laval nach Rennes, oder von Brest nach Vannes entsprungen war.

Ein Affe — das möchte hingehen; aber der Hirt? was hätte der auf der Eiche gemacht?

Ach! gewiß wollte er Olivette belauschen!

War es der Hirt, so mußte er klettern können, wie eine Katze. So viel war wenigstens gewiß, es befand sich da zwischen den großen Aesten der hohlen Eiche auf der Mestivière eine unbewegliche dunkle Gestalt.

Es war eine schreckliche Probe, welche Bertha versuchen wollte. Sie stand einem unwiderruflichen Zeugniß gegenüber, durch welches Lucien verdammt oder freigesprochen werden mußte, einem Zeugniß, durch welches ihr eignes Loos entschieden, über Leben und Tod entschieden werden mußte.

Wenn sie ihre Hand ausstreckte, konnte sie das Orakel sprechen lassen. Ihre Bestimmung war vor ihr: ihr Glück oder Unglück.

Denn Fargeau hatte sich nicht getäuscht.

Das Ehegelöbniß befand sich in der Höhlung der Eiche.

Um sich von der Wahrheit der gegen Lucien vorgebrachten Anklagen zu überzeugen, durfte Bertha nur ihre Hand ausstrecken.

Fargeau rechnete darauf.

Bertha hatte einzig nöthig, nachzusehen, ob das Ehegelöbniß noch immer an seiner Stelle sei.

War das Gelöbniß verschwunden, ach! dann war Alles verloren; Lucien liebte sie nicht mehr; die gehörte Unterhaltung enthielt Wahrheit

Dann gab es keine Hoffnung mehr! Dann hatte sie keinen Vorwand mehr, um zu zweifeln! Sie war verurtheilt, verurtheilt!

War dagegen das Gelöbniß noch an seiner Stelle, o! dann Dank Dir, heilige Jungfrau! Welche Freude! Lucien war nur verleumdet! Alle die vernommenen Anklagen waren Lügen! Dann war das Vertrauen wiedergekehrt, und dieses Mal ein Vertrauen, welches kein Zweifel wieder erschüttern konnte, eine überschwengliche Hoffnung, eine glückliche Liebe, ein Paradies auf Erden!

Man kann sich denken, wie laut Bertha's Herz schlug, wie ihre arme Hand zitterte.

Sie wagte es noch immer nicht, ihr Orakel zu befragen; sie zögerte; ihr Muth war gebrochen.

Fargeau ward ungeduldig hinter ihr, denn er mußte seinen Athem anhalten, und die lange Dauer dieser Haltung mußte ihm peinlich werden.

Endlich erhob Bertha ihre schöne weiße Hand und zog einen Busch Moos aus dem Stamme, dann noch einen zweiten Busch —

Fargeau hatte sich auf die Zehen erhoben und sah im Hintergrunde der Höhlung etwas Weißes.

Bertha reckte zum dritten Male die Hand aus. Aber nochmals zögerte sie. Fargeau's Hand war schneller, als die ihrige.

Er bemächtigte sich des weißen Gegenstandes mit der Gewandtheit eines Taschenspielers.

Die schwarze Gestalt oben auf der Eiche bewegte sich aber und sagte:

„Schändlich! — O! und Herr Lucien ist in Vitré!"

Dann glitt die Gestalt an einem Aste nieder, welcher von dem freien Platze hinweg und über den nach Vitré führenden Weg reichte.

Besnard erhob seine Augen, und es kam ihm vor, als ob eine dunkle Masse nach der Vesvre hinabrolle.

Er glaubte sogar den Hirten zu erkennen.

Fargeau trat mit der eroberten Beute aus der Eiche hervor.

„Es ist geschehen!" sagte er kalt.

Besnard zeigte ihm mit stummer Bewegung die Gestalt, welche sich pfeilschnell den Berg hinabbewegte.

Fargeau erbleichte.

„Lucien ist in Vitré," sagte er.

Dann fuhr er fort:

„Nun, wenn es durchaus nöthig ist, daß man mit den Romblon spricht, so kann man auch das thun."

Er ergriff Besnards Arm und Beide kehrten langsam den Weg nach Ceuil zurück.

In diesem Augenblick hatte Bertha ihre Zweifel überwunden, ihre Furcht bezähmt, und griff in das Loch.

Ihre Finger berührten aber nur den abgestorbenen Splint.

Sie suchte und suchte. Dann stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus.

Dann sank sie vernichtet zu Boden.

Sie war nicht ohnmächtig, aber sie war auch keiner Bewegung fähig. Chéri sprang um sie herum und beleckte winselnd ihre Hände.

Fargeau und Besnard waren noch hundert Schritte von den beiden Felsen, welche den Zugang zu der Mestivière begrenzten, als sie einen fernen und in gleichen Zwischenräumen wiederholten Schrei hörten, welcher ihnen von der Seite des Schlosses her entgegen kam und sich fortwährend näherte.

Nach einigen Minuten wurde der Schrei deutlicher, so daß man die klagenden Noten des auf den Dörfern von Ille und Vilaine üblichen Zurufs unterscheiden konnte.

„Ho — ho — i! Herr Fargeau! ho — ho — i!"

Das ist die Stimme Pierre Mêchets!" sagte Besnard.

Sie beeilten ihre Schritte.

„Ho — ho — i!" antwortete der Rechtsanwalt.

Einen Augenblick später hörte man einen Mann über den Rasen herbeilaufen, und Pierre Mêchet erschien in der immer undurchdringlicher werdenden Finsterniß.

„Guten Abend, Herr Fargeau!" rief er schon von weitem. „Hier bringe ich etwas vom Papa Romblon."

Er hielt ein zusammengelegtes Papier in der Hand.

Fargeau nahm dasselbe und las mit vieler Mühe bei dem letzten Schimmer, der sich noch von Westen her ergoß:

Tarde venientibus ossa. [1])

„Was bedeutet das?" fragte Besnard.

„Vorwärts! vorwärts!" schrie Fargeau und lief, als säße ihm der Teufel auf der Ferse.

Besnard folgte ihm, so gut er konnte.

Was Pierre Mèchet, den Strohflechter betraf, so sah er den Laufenden mit weit geöffnetem Munde nach und brummte in den Bart:

„Ha! verdammt! meiner Sir! — die laufen schnell genug — Ha! verdammt! ja!"

Ob er noch mehr dabei dachte, wissen wir nicht. . . .

. . . .

Bertha lag auf der kalten Erde.

Mechanisch zerpflückten ihre Finger das hingefallene Moos, damit sie sich überzeuge, ob das Papier wirklich fort sei.

Aber es war nicht zu finden! So war denn Alles, was sie gehört hatte, nur zu wahr! Das Ehegelöbniß war verschwunden.

Und wer konnte es genommen haben, als Lucien, da Lucien allein die Stelle kannte, an welcher es verborgen gewesen war.

Verloren! Bertha war verloren! Sie konnte nicht mehr hoffen, nicht mehr zweifeln.

Lucien liebte sie nicht mehr!

Lucien, der so eben erst noch zu ihr gesagt hatte —

Aber, wenn man keine Liebe mehr zu einer armen Unglücklichen fühlt, so fühlt man doch wenigstens noch Mitleid!

---

[1]) Die, welche zu spät kommen, finden nur noch die Knochen.

Bertha rief sich das Alles zu. Ihre Augen waren trocken. Ihr Athem keuchte.

Sie dachte:

„Er wird nicht wiederkehren! — Ich werde ihn nie wieder — nie wieder sprechen hören! — Hatte ich nicht eine Ahnung, daß es so kommen würde? O! er hat nicht gewagt, meine Verzweiflung anzusehen. Er ist entflohen. Mein Gott, mag er glücklich sein."

Endlich befeuchteten sich ihre Augen, während sie wiederholte:

„Mag er glücklich sein, mein Gott! Ich werde allein dulden. – Und ich werde mich nicht beklagen, das verspreche ich Dir, mein Gott! Verleihe ihm auch den Antheil am Glück, welchen Du für mich bestimmt hattest!"

„Ich war eine Thörin," fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort. „Sagt mir nicht immer die Stimme meines Herzens: „Man kann eine Blinde nicht heirathen!" Aber ich wollte auf diese Stimme nicht hören. Ich liebte ihn so sehr! O! Jungfrau Maria! sei gnädig! Ich liebe ihn noch – ich werde ihn ewig lieben!"

Sie kauerte sich nieder und ihre Stirn berührte den Boden.

Fargeau, selbst Fargeau hätte vielleicht diesen gewaltigen und grenzenlosen Schmerz nicht ohne Rührung anzusehen vermocht.

Es war indeß fast völlig Nacht geworden. Bei dem letzten Dämmerschein des Abends hätte man nur noch undeutlich ihr bleiches, von den in Unordnung gerathenen braunen Haaren überwalltes Antlitz zu sehen vermocht.

Sie war allein und von der ganzen Welt verlassen. Wer

nur ihren armen, geknickten Körper gesehen hätte, würde auch die folternden Qualen geahnt haben, welche ihr Herz zermarterten.

Die Verzweiflung nahete.

Und der Gedanke an den Tod mit ihr. Das Fieber mußte zugleich erscheinen, welches jeden christlichen Gedanken entschwinden läßt.

„Armes Kind, das Du unter Thränen in die Welt treten wirst," klagte sie endlich nach einem langen Schweigen; „armes Kind, das Du keinen Vater haben wirst! — Unheil allenthalben! — für es, wie für mich!"

Ihre Brauen zogen sich zusammen. Sie gedachte Jean Créhu's, der in der letzten Nacht sie um Verzeihung gebeten, daß er sie nicht getödtet hatte, als sie noch ein Kind war.

Ja, es war der Gedanke an den Tod, der sie nun ergriff.

Der Gedanke an den Tod, dem man nicht mehr zu widerstehen vermag, wenn erst jede Hoffnung geschwunden ist.

Der Gedanke, welcher durch die Oeffnung der frisch geschlagenen Wunde in das Herz eindringt!

Gewöhnlich ist das Gefühl der Mutterschaft kräftig genug, um die ersten Gedanken an den Selbstmord zu bekämpfen. Aber bei ihr war der Gedanke an den Tod mit dem Gedanken an das Kind gekommen.

Bertha stützte ihr bleiches Antlitz auf die Flächen ihrer beiden Hände.

„Gott wird nur mich strafen," tröstete sie sich; „dieses arme Wesen — es wird ein kleiner Engel im Himmel sein!"

„Und Gott wird mich auch nicht strafen," fuhr sie dann sich

aufrichtend fort; „nicht wahr, heilige Maria? — nicht wahr, ich werde nicht zu unglücklich werden?“

Ihre Brust wurde von krampfhaften Seufzern gehoben.

Sie war von Wahnsinn umfangen.

Der kleine Hund Chéri winselte neben ihr, und sie zog ihn an sich.

Dann stieß sie ihn wieder hart von sich, und rief ihn wieder, um ihn unter Thränen zu küssen.

„Leb wohl, Chéri!“ sagte sie; „er wird Dich wohl noch küssen, aber ich werde Dich nicht mehr küssen.“

„O!“ fuhr sie dann fort, indem sie ihr Schluchzen zu unterdrücken suchte, „ich will nicht, daß Du mir folgst, mein armer Chéri! – Morgen – heute Abend vielleicht noch wird man Dich finden und befreien.“

Sie küßte ihn noch ein letztes Mal und erhob sich dann.

Ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust, aber ihr Antlitz war ernst und zeigte den Ausdruck der Entschlossenheit.

Sie betrachtete die Rinde der hohlen Eiche, um sich von der einzuschlagenden Richtung zu überzeugen.

Dann rief sie aus:

„Lucien! — Lucien! — o! Lucien!“

Als sie jetzt aber fühlte, daß die Thränen in ihre Augen treten wollten und ihr Herz weich wurde, eilte sie schnell auf den offenen Platz hinaus und sprach vor sich hin:

„Mein Gott, verzeihe mir! — Heilige Jungfrau, hab Mitleid mit mir! — Herr Jesus! Heilige Maria! Euch empfehle ich meinen Geist!“

Es war schwarze Nacht. Chéri heulte, indem er seine

seidene Fessel zu zerreißen suchte. Die Vesvre brauste dumpf in der Tiefe des Abgrundes —

Ein lustiger junger Mann dieser Lucien! Jugendlicher, als seine zwanzig Jahre, lustiger, als die lustigen Lieder, welche er zu singen pflegte, wenn er nach Mans oder nach Rennes ritt.

Keine Galle! Keine Sorge! Verliebt bis in die Fingerspitzen und nur eine Wehmuth kennend auf dieser Welt — daß nämlich seine kleine Bertha blind war.

O! er liebte sehr und von ganzem Herzen; und er liebte nur sie! Dieser Fargeau log schändlich, wenn er von einem Fraulein in Vitré, von einer Heirath, von Gott weiß was sonst noch sprach.

Eine Heirath! Nun, Lucien war allerdings so ein Wenig Hähnchen im Korbe in der ganzen Gegend. Er küßte hier und küßte da ein hübsches Mädchen auf die Wange, während er lachte und sie erröthete — doch das Alles in allen Ehren.

Aber eine Ehe!

Als er Bertha verließ, um den Weg nach Vitré einzuschlagen, war sein Herz auf das Tiefste gerührt. Meiner Seele! von dem freien Platze auf der Mestivière bis an die Vesvre fühlte er zwei Mal die Thränen in seine Augen treten.

„Nun! nun!" rief er sich selbst zu, indem er den Riemen seiner Doppelflinte auf die Schulter warf; „ich könnte beinahe über die kleine Närrin weinen. — Mein Gott! wie ich sie liebe! — Wir werden glücklich mit einander sein! — Ich bin überzeugt, daß wir glücklich sein werden!"

Und dann sang er.

Nachdem er gesungen hatte, schwärmte er ein Wenig.

Dann kam das spitze Pflaster der guten alte Stadt.

O! das rechtschaffene Pflaster! Da sieht man doch, wozu die Holzschuhe aus dem Walde von Rennes nützen!

Die Laternen wurden eben angezündet, als Lucien in die erste Straße kam. Denn, man muß es wissen, daß Vitré auch eine Straßenerleuchtung hat, schmutzige Laternen, welche vom Winde hin und hergeworfen, in ihren Ketten kreischen, wie die Käuzchen, und um neun Uhr Abends von selbst verlöschen.

Lucien öffnete die Thür einer Wirthsstube und fragte:

„Sie da, wissen Sie, wo Herr Honoré Créhu de Pelihou wohnt?"

Die Gäste in der Wirthsstube antworteten:

„Guten Abend, junger Herr! Ist es denn wahr, daß die Todtenkerze auf das Schloß von Ceuil niedergestiegen ist?"

„Nein," sagte Lucien. „Wissen Sie denn, wo —"

„Ach! verdammt! man hatte uns doch vorgesprochen — das ist wahr!"

„Ich sage ja auch nicht nein, — aber sagen Sie doch, wissen Sie, wo —"

„Ach! verdammt! wenn die Todtenkerze nicht niedergefahren ist, so sind das Lügen und Redereien, mit Respect zu vermelden, junger Herr!"

„Wissen Sie nicht, wo Herr Honoré Créhu von Pelihou wohnt?"

„Nein," antwortete der Schenkwirth. Und die Gäste wiederholten im Chor:

„Ach! verdammt! nein!"

Lucien schloß die Thür und hörte noch, wie die drinnen ihm nachriefen:

„Gut' Nacht. Kommen Sie bald wieder, junger Herr!"

Lucien aber dachte:

„Hm! das ist doch wunderbar, ein Mann, der Créhu heißt und den ich nicht kenne! — Und ein Mann, der in Vitré wohnt, und den man in Vitré kennt!"

Er sah nochmals die Aufschrift des Briefes an, aber da stand ja ganz deutlich: „An Herrn Honoré Créhu von Pelihou, zu Vitré."

Lucien öffnete eine andere Thür und fragte von Neuem.

Dieselbe Antwort.

Er öffnete eine dritte, eine vierte Thür — er öffnete deren funfzehn, zwanzig, dreißig.

Als er endlich des Suchens und Fragens müde war und schon nach dem Schlosse zurückkehren wollte, da sagte eine gute Frau zu ihm:

„Das ist der Vater Honoré, der Schnapphahn, welcher in der Sackgasse am Brunnenplatz wohnt. — Aber sagen Sie doch, Herr Lucien, ist denn die Todtenkerze auf das Schloß niedergefahren?"

„Aber zum Teufel! wo ist denn die Sackgasse mit dem Brunnenplatz?"

„Hinter dem Hospital — ein Gartenhäuschen auf der linken Seite. — Aber die Todtenkerze? ist sie denn niedergestiegen?"

Lucien eilte schon in der Richtung nach dem Hospitale fort.

So gab es also in Vitré nicht nur einen Menschen, sondern auch noch eine Straße, welche er bisher nicht gekannt hatte!

Eine allerliebste Gegend! Diese Sackgasse mit dem Brun-

nenplatze bestand aus fünf oder sechs Hütten, welche lange Zeit vor der Sündfluth gebaut waren.

Diese Hütten wurden von den Bettlern in Vitré bewohnt.

Wir hätten hier Gelegenheit, 1) eine malerische Schilderung zu machen, und 2) unsern philosophischen Ergüssen freien Lauf zu lassen. Allein es fehlt uns dazu an Zeit.

Am Brunnenplatze waren die Laternen noch unbekannte Luxusgegenstände.

Lucien pochte an eine wurmstichige Thür, welche ihm von einer Frau geöffnet wurde, die offenbar einem Gemälde von Callot entsprungen war.

„Herr Honoré?" fragte er.

„Einen kleinen Liard," antwortete das Callotsche Bild im kläglichsten Bettlertone.

Lucien gab einen Kupfer-Sou hin.

Die Gestalt in Callotscher Manier hielt ihn für einen verkleideten Bischof und wäre fast ohnmächtig zurückgesunken.

„Herr Honoré?" fragte sie; „der Schnapphahn? Danke, mein guter Christ. Herr Honoré wohnt im letzten Hause oben auf — aber er schläft, um das Oel zu sparen."

Lucien trat muthig in den Koth, welcher das Pflaster am Brunnenplatze vertrat.

Da er gewandt und rasch war, so stolperte er nicht mehr, als fünf Mal, während er die Hühnersteige hinanklimmte, welche nach dem obern Stock führte.

Es war hier dunkel, wie in einem Kirchengewölbe.

Lange Zeit stampfte er mit dem Kolben seiner Flinte. Niemand antwortete.

Endlich öffnete sich eine Thür. Lucien, dessen Augen sich

allmählich an die Finsterniß gewöhnten, sah etwas, wie eine weißliche Gestalt.

„Was wollen Sie?“ fragte zu gleicher Zeit die zitterndste und abgelebteste Stimme, die man sich nur zu denken vermochte.

„Ich wünsche Herrn Honoré Créhu de Pélihou zu sprechen,“ antwortete Lucien.

„Und weiter?“ fragte die Stimme.

„Ich habe hier einen Brief abzugeben. – Sind Sie Herr Honoré?“

Die Stimme antwortete nicht, aber eine Hand riß im Dunkel den Brief hinweg, welchen Lucien hielt, und die Thür schloß sich wieder.

Es war allerdings der Hirt Yaume, welcher in den Zweigen der großen Eiche gesessen hatte

In diesem Augenblick eilte er Herrn Lucien nach, um ihm zu sagen, was er auf der Mestivière gesehen habe.

Aber wer zum Henker! hätte auch Lucien auf dem Vorsaale des Herrn Honoré, des Schnapphahns, gesucht, oben in dem letzten Hause der Sackgasse, am Brunnenplatze?

Das Gebetbuch.

Als Tiennet Blône den Hirten Yaume nach der Erklärung, welche auf den gewaltigen Knüttelkampf folgte, verlassen hatte, schlug er ohne ferneres Zögern den Weg nach Ceuil ein.

Er übereilte indeß seine Schritte nicht. Er dachte nach.

Es war dieses wahrscheinlich der letzte Tag, welchen er in seiner Heimath zuzubringen hatte. Er betrachtete jeglichen Gegenstand, der ihm noch Tags zuvor gleichgiltig gewesen war, mit zärtlicher Wehmuth.

Als er zwischen den Bäumen des Waldes hindurch von ferne den kleinen spitzen Kirchthurm der Ortschaft Vesvron bemerkte, da fühlte er sein Herz seltsam beengt.

Er hatte bisher selbst nicht gewußt, wie sehr er das arme Land liebte, in welchem er seine Kindheit verlebt hatte.

Allein er mußte fort von hier, wenn ihm nicht etwa der geheimnißvolle Name auf der ersten Seite des Gebetbuches, welches ihm vorlängst von Frau Marion geschenkt war, gewichtige Gründe zum Dableiben gewährte.

Er mußte fort von hier, weil es um ihn geschehen war, weil er um zehn Jahre älter geworden war in der einen Stunde,

die er bei der Rentière zubrachte, weil alle jene jugendlichen Hoffnungen, welche das Herz und den Kopf elternloser Kinder füllen, verronnen waren.

Er stand allein. Allein was kümmerte ihn das! war er doch ein Mann!

Bevor er Vitré verlassen hatte, war er noch ein Mal bei Herrn Berthelleminot von Beaurepas gewesen.

Vernehmen wir, was zwischen Tiennet Blône und dem Ritter vom (schwäbischen) gelben Adler verabredet war.

Am folgenden Tage, um fünf Uhr Morgens, sollte eine Kutsche unter dem Schlosse halten.

Tiennet Blône, Herr Berthelleminot und zwei Vitriaten von geringerer Wichtigkeit sollten sich vereinigen, um sofort nach Granville aufzubrechen, wo der Argonaut vor Anker lag und bereit war, sofort nach dem Hafen von Triest unter Segel zu gehen.

Triest liegt, wie männiglich bekannt ist, an der äußersten Spitze des Meerbusens von Venedig. Um von Triest nach der Wallachei zu gelangen, reicht es hin, daß man durch Kroatien, Slavonien, Bosnien, das Banat von Temeswar, Servien und ein kleines Eckchen Bulgarei wandert — ein lumpiger Katzensprung, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt.

Aber es giebt wenig Postverbindungen in jenen schönen Gegenden, keine Eisenbahnen, nicht eine einzige Gondel, nicht ein Schatten von Personenwagen!

Allein was kümmerte das! Tiennet Blône kannte überdieß die Geographie nicht einmal dem Namen nach.

Und die Frau Wittwe Ragon verdarb sich eben so wenig ihre Augen an der kleinen Schrift der Landkarten, indem sie den

Weg verfolgte, den ihr Berthelleminot von Beaurepas, der Entrepreneur, einschlagen mußte.

Arme Frau! die nächstfolgenden Ereignisse werden Dir zeigen, wie wenig dieser Berthelleminot Deiner zärtlichen Liebe werth war.

Deine achtzehntausend Franken sind heidi! Wittwe Ragon, — und wir sprechen das ganz laut aus, — Du hast keine Sparpfennige mehr! Du bist ein bethörtes junges Weibchen!

Und dabei bist Du gar nicht zu beklagen, Bürgerin, denn Du hast mit grenzenlosem Leichtsinn gehandelt. Die Breloques können nicht glücklich machen. In der Folge wirst Du klüger sein.

Dein Beispiel aber wird mehr als eine Limonadière warnen, die Unklugheit nachzuahmen, welche Dich zu Grunde gerichtet hat. Das wird die schönste Belohnung des mühsamen und gewissenhaften Fleißes sein, den wir auf das vorliegende Buch verwandt haben.

Aber das Alles ging Tiennet Blône nichts an, der in seinem Leben nur ein einziges Wort mit der Wittwe Ragon gesprochen hatte, indem er sie auf unanständige Weise Mama Rogome nannte.

Während nun der arme Tiennet gen Ceuil wanderte und sich in allen Tonarten die Worte: „Ich muß fort von hier! fort von hier!“ wiederholte, zerbrach er sich zu gleicher Zeit den Kopf, um zu errathen, was für ein Name auf die erste Seite des Gebetbuches geschrieben sein könne.

Er hatte hundert Mal in dem Buche geblättert, erinnerte sich aber nicht, auch nur ein einziges Mal die erste Seite angesehen zu haben.

Und doch ist es gerade die erste Seite der Bücher, welche vorzugsweise von den Kindern betrachtet wird, und wäre es auch nur, um sie mit Studienköpfen zu schmücken, welche qualmende Tabakspfeifen im Munde haben, oder mit naiven Landschaften, in denen Sonne und Mond mit kugelrunden Augen einander anschauen

Tiennet erinnerte sich an nichts.

Als er im Schlosse ankam, war es noch heller Tag. Die innere Physiognomie des alten Herrenhauses schien sich in keiner Hinsicht geändert zu haben. Die Gäste der Küche, Mathurin Houin, Pierre Mêchet u. s. w., welche sich wieder zur Abreise anschickten, wünschten Tiennet Glück, daß er der Hochfluth entgangen sei. Aber Fancin sagte, und Mérieul so wie auch Louisie bekräftigten:

„Aber auch Argent! ach, verdammt! der Argent war auch ein wackeres Pferd!"

„Gewiß ein wackeres Pferd!" fügte Mêchet hinzu.

„Ei ja, ja!" unterstützte Mathurin Houin; „meiner Seel'! ach, verdammt, ja!"

Und der Chor:

„Ach verdammt! ei ja, ja! meiner Seel'!"

Von Herrn Jean von der See sprach man nicht ein Mal. Wahrscheinlich war er wieder munter und wohl.

Tiennet Blône stieg die Treppe im Schlosse hinan und begab sich geraden Wegs nach dem kleinen Kämmerchen im Giebel, welches ihm eingeräumt war.

In Tiennet Blône's Kämmerchen erblickte man: ein Gurtenbett, eine Kiste von Tannenholz, welche als Commode diente, einen Schämel und eine Vogelflinte von sieben Fuß Länge, mit

welcher Meister Tiennet auf dem Teiche von Brehaim die Enten in vierhundert Schritt Entfernung geschossen hatte.

Bei einem so zahlreichen Mobiliar war es ziemlich schwer, irgend einen Gegenstand zu verlieren.

Dennoch fand Tiennet das Buch nicht, welches er suchte. Das Buch befand sich weder auf der Bettstelle, noch in der Kiste von Tannenholz, noch auf oder auch unter dem Schämel.

Es war eins jener kleinen Andachtsbücher, welche man in den frommen Buchhandlungen um das Vierfache des Ladenpreises kauft, angeblich, weil sie in Kalbsleder gebunden und mit vergoldetem Rücken versehen sind.

Wir sind katholisch bis in die Fingerspitzen, müssen aber dennoch bekennen, daß es keine ärgern Spitzbuben in der Welt giebt, als die katholischen Buchhändler.

Nur von den polnischen Schriftstellern und Verlegern könnten sie etwa übertroffen werden.

Wenn Koszziusko nicht mit den Worten **Finis Poloniae** stirbt, so kommt er nach Frankreich und wird Schacherjude. Der Araber ist noch nichts, ganz und gar nichts gegen den Slaven!

Virgil würde gesagt haben: **Timeo Polonos et dona ferentes**, wenn er die Polen gekannt hätte.

Selbst der Kaiser Napoleon — es war elf Tage nach der Schlacht bei Austerlitz. — Aber kehren wir zu Tiennet Blône und seinem Gebetbuche zurück.

Wo Teufel! konnte er das unglückliche Büchlein gelassen haben!

Tiennet rückte den Schämel hinweg, durchstöberte die Kiste, kehrte das Bett um — nichts!

Nirgends war das kleine Buch.

Das war, wie eine Hexerei.

Nachdem er lange genug gesucht hatte, nachdem er selbst die Winkel durchstöbert hatte, von denen er von vorn herein überzeugt war, daß er das Buch nicht in ihnen finden würde, setzte er sich auf sein Gurtenbett und faltete die Hände auf den Knieen

Sein Selbstgespräch lautete etwa:

„Das Buch ist verloren. — Hat jene Frau die Wahrheit gesagt, oder hat sie gelogen? — Ich weiß es nicht. — So viel ist gewiß, daß ich keines Namens bedarf, um dreihundert Meilen von hier alte Fichten zu fällen. —“

„Und was für ein Name könnte es wohl sein?“ unterbrach er sich dann. „Eine schöne Freude, wenn ich erführe, daß ich der Sohn der Frau Marion wäre.“

Ein Schauder überlief ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Frau Marion!“ wiederholte er mit einem aufrichtigen Abscheu: „ich will nicht länger auf diese Weise dulden. — Nie soll ihr Name wieder über meine Lippen kommen. — O! ich bin ein Mann!“

Und er stand auf.

„Nun,“ rief er dann aus, indem er Heiterkeit zu erzwingen strebte, „das Bündel geschnürt! Das wird keine langweilige Arbeit sein.“

Er breitete ein großes Taschentuch, welches gerade nicht zu viele Löcher hatte, auf dem Boden aus und begann, seine Habe in dieses improvisirte Felleisen zu packen.

Drei oder vier Hemden, ein halbwollenes Beinkleid, eine schöne Halsbinde von roth und blau gestreifter Leinwand —

War das Alles? Meiner Six! wenn er weiter nichts besaß, so wurde sein Bündel gerade nicht zu umfangreich, und nachdem das Taschentuch kreuzweis zusammengebunden war, blieben noch vier ziemlich lange Zipfel übrig.

Tiennet erhob sich.

Und dann suchte er wiederum sein Buch, trotz den verständigen Bedenken, welche in seinem Kopfe gereift waren.

Als er dies und das umgekehrt hatte, öffnete er sein Bündel noch ein Mal, um sich zu überzeugen, ob das Büchlein nicht zufällig in dasselbe gekommen sei.

Als diese Pflicht erfüllt war, schulterte sich Tiennet, spottete unerbittlich über sich selbst und suchte dann weiter.

Plötzlich unterbrach er sich und erblaßte.

Seine Aufregung wurde so groß, daß er gezwungen war, sich an die Wand zu lehnen, während er beide Hände vor die Brust preßte.

Er erinnerte sich. Er wußte nun, wo sein Buch war.

Ja, er wußte es.

Nun war es vorbei mit jeder vernünftigen Ueberlegung! Das Buch! das Buch! den Namen des Mannes, der sein Loos in den Händen hatte!

Mit einem Fußtritte warf er sein Bündel weit von sich hinweg, mit einem zweiten Fußtritte öffnete er die Thür seiner Kammer, und in zwei Sprüngen war er die Treppe hinab.

In den Corridoren begegnete er dieses Mal fremden Gestalten, dem Friedensrichter von Vesvron, Morin, Guérineul, Maudreuil, Houël, dem Notar Menand jun. und der zu drei Viertheilen verzehrten Peitsche desselben.

All' diese Leute sahen äußerst geschäftig aus.

Tiennet sah sie nicht einmal.

Als er um eine Ecke des Corridors bog, hätte er beinahe den Papa Romblon niedergerannt, wenn dieser der Achtung so wenig würdige Mann nicht schnell zur Seite gewichen wäre.

Ohne sich in seinem Laufe hemmen zu lassen, gelangte er an die Thür Jean's von der See.

In dem Zimmer des alten Corsaren hatte er sein Buch vergessen. Er erinnerte sich ganz bestimmt daran. Als er in der vorletzten Nacht neben dem Schlafstuhle des alten Jean von der See wachte, hatte er sein Gebetbuch vergessen.

Ha! nun sollte er erfahren, was er so gern wissen wollte!

Ohne sich lange zu bedenken, öffnete er die Thür. Ohne sich zu entschuldigen, trat er ein.

Konnte er aber auch in diesem Augenblick an eine Entschuldigung denken?

Er trat also ein. Es war Niemand in dem Zimmer. Nur Herrn Jean Créhu sah er unbeweglich, wahrscheinlich in einen tiefen Schlaf versunken, auf seinem Schlafstuhle ausgestreckt.

Unserm Tiennet war es eben recht, daß Jean von der See in diesem Augenblick ein kleines Schläfchen machte, denn der alte Corsar war eben nicht zärtlich. Indeß warf Tiennet kaum einen flüchtigen Blick im Vorübergehen nach dem Schlafstuhle.

Er schritt gerade auf den Kamin zu, wo er sein Buch liegen gelassen hatte.

Und da er es hier nicht mehr sah, so suchte er mit seinen Augen in dem ganzen Zimmer. Das Buch lag auf der Fensterbrüstung neben Bertha's Harfe.

Tiennet stürzte sich auf dasselbe zu, als hätte er gefürchtet, daß es ihm von Jemand geraubt werden könnte.

Aber Tiennet, der schöne Jüngling, der blasse junge Mann, der Held des Romans, war nicht mehr und nicht minder, als ein Bauernjunge aus Vesvron. Daher trug er denn, wie wir gestehen müssen, statt der Stiefeln von russischem Leder, mit welchen Romanhelden allemal bekleidet sein sollten, derbe, breite, viereckige Stiefeln, mit einer haltbaren Holzsohle versehen und wacker mit Nägeln beschlagen.

Solche Stiefeln sind köstlich, um über die Lande zu laufen, allein auf gebohntem Fußboden fällt man leicht mit ihnen nieder.

Als Tiennet in aller Hast dem Fenster entgegen eilte, glitt er aus. Um nicht zu fallen, hielt er sich an dem ersten besten Gegenstande, und das war unglücklicher Weise Bertha's Harfe.

Der arme Tiennet Blône mußte seine ganze Besinnung verloren haben, um sich an einem solchen Gegenstande zu halten.

Die Harfe gab nach, fiel um und traf den Fußboden, indem sie eine laute und lange hallende Klage von sich gab.

Tiennet hatte das Buch!

Aber entsetzt und starr blieb er am Boden liegen und wagte nicht, die Augen aufzurichten, weil er dem erzürnten Blicke des Herrn Jean von der See zu begegnen fürchtete.

Gern hätte er sich die Ohren verstopft, um die heftige Strafpredigt des Greises nicht zu hören, der jedenfalls erwacht sein mußte.

Einige Secunden verflossen. Die Strafpredigt kam nicht.

Auch nicht der geringste Fluch! nicht das mindeste Kreuz-Millionen-Donnerwetter!

Tiennet warf einen schüchternen Blick nach dem Schlafstuhle.

Jean von der See rührte sich nicht.

Und doch war es unmöglich, daß der Hall der Harfe, welche so dicht neben ihm niedergefallen war, ihn nicht geweckt haben sollte.

Tiennet's erster Gedanke war, auf den Zehen durch das Zimmer zu eilen und mit seiner Beute zu entfliehen. Aber ein zweiter Gedanke hemmte ihn auf seinem Wege. Er blieb gerade vor Jean von der See stehen und betrachtete einen Augenblick das große bleiche Antlitz, welches fast völlig hinter den Wogen eines schneeweißen Bartes verschwand und auf bizarre Weise von den Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet wurde.

Das Spiel des Lichts warf gewissermaßen ein Lächeln über das Antlitz des schlafenden Jean von der See.

Tiennet näherte sich. Ein Ausdruck des Grausens lag in seinen Zügen.

In diesem Augenblick bewegte der Wind die hohen entlaubten Bäume, welche vor dem Fenster standen. Schatten und Licht in ihrer raschen Abwechslung brachten eine Art von Leben in den von tiefem Schlummer befangenen Zügen hervor, und Tiennet sah, daß die Augen des Greises weit geöffnet waren.

Das Buch entfiel seiner Hand.

Er öffnete schnell den Ueberwurf von Wolfsfell und legte seine Hand auf das Herz des Herrn Jean Créhu.

Die Brust war kalt. Das Herz schlug nicht mehr.

Dieser Mann, der Herr des Schlosses, hatte also allein und

von Allen verlassen seinen letzten Athemzug ausgehaucht, während seine Behausung von Gästen überfüllt war!

Jean von der See war todt, unzweifelhaft todt!

Tiennet legte den Ueberwurf wieder über die Brust des Todten, machte das Zeichen des Kreuzes und bat Gott in stillem Gebete, die Seele des Greises hinzunehmen und seiner Barmherzigkeit theilhaftig werden zu lassen.

Anstatt dann zu gehen, blieb er ferner bei der Leiche stehen, gefesselt durch Gedanken, welche er nicht zu verbannen vermochte.

Er kreuzte seine Arme über der Brust und dachte nach.

In diesem Augenblick fielen seine Augen auf einen Spiegel, welcher an dem andern Ende des Zimmers hing. Der Spiegel warf ihm das bleiche Antlitz des Todten und sein eignes fast eben so bleiches Angesicht zurück.

Er erbebte heftig.

Zwischen den beiden Angesichten fand eine überraschende Aehnlichkeit statt.

Das waren dieselben Züge, nur hier von glänzend schwarzen Haaren gekrönt, dort von silberweißem Haupt- und Barthaar umgeben.

Das war derselbe Schnitt der kühnen Adlernase, dieselbe kecke Linie in der Zeichnung der Brauen. Tiennet's Stirn war breiter, allein das hohe Alter drückt ja bisweilen den Knochenkasten zusammen, welcher unser armseliges Gehirn beherbergt.

Der lebende Jüngling und der todte Greis — man hätte Beide für einen und denselben Mann, aber in zwei verschiedenen, durch sechszig Jahre getrennten Lebensstufen halten sollen!

Tiennet rieb sich die Augen, als hätte er zu träumen geglaubt.

Diese Aehnlichkeit hatte er bis dahin nie bemerkt.

Das Buch, nach welchem er sich so sehr gesehnt hatte, lag am Boden vor seinen Füßen. Er ging über dasselbe hinweg; um den alterthümlichen Spiegel zu holen und ihn auf den Leib der Todten zu stellen.

Dann hielt er seinen Kopf dicht neben den Jean's von der See und schaute in den Spiegel.

Während dieser schrecklichen und feierlichen Prüfung hätte sein Herz fast seine Brust gesprengt.

Als er lange und aufmerksam sein Spiegelbild betrachtet hatte, richtete er sich empor und sagte:

„Dieser Mann war mein Vater!" Dann fuhr er fort: „Der auf die erste Seite dieses Buches geschriebene Name muß sein und mein Name sein."

Er hob das Buch auf und öffnete es langsam. Es war seiner Sache gewiß.

Das erste Blatt des Buches war mit dem zweiten am Rande zusammengeklebt und aus diesem Grunde wahrscheinlich hatte Tiennet das nie gesehen, was er so gern sehen wollte.

Er trennte die Blätter von einander.

Auf dem zweiten Blatte, dessen oberster Theil abgerissen war, las er den eigenhändig geschriebenen Namen des Herrn Jean Créhu de la Saulays.

Der abgerissene Theil hatte wahrscheinlich eine Zuschrift oder Widmung enthalten.

Tiennet Blône schloß das Buch wieder. Zehn Minuten früher hätte diese Entdeckung ihn in ein großes Staunen

versetzt. Wie viel Hoffnungen würde sie nicht in ihm erweckt haben!

Jetzt konnte er nicht mehr staunen. Und was die Hoffnungen betraf, so war Tiennet zu spät gekommen.

Der Mann war todt!

Eine halbe Stunde verging.

Tiennet stand noch immer neben dem Schlafstuhle Jean's von der See.

Nach dieser Zeit warf er sich auf die Kniee und betete. Ein Geräusch von Tritten ließ sich auf dem Corridor vernehmen.

Tiennet küßte mit feierlicher Ehrfurcht die Stirn des Todten. Dann schloß er ihm die Augen, wie es ihm als Sohn und Christ zukam.

Als das geschehen war, ließ er seinen stolzen Blick über das ganze Zimmer schweifen und sagte:

„Das Alles gehört mir! — Soll ich nun bleiben? — oder soll ich gehen?"

Das Sterbezimmer.

Dieser Tiennet Blône ging in der That zu weit.

Weil er sich in einem Spiegel betrachtet und eine gewisse Aehnlichkeit zwischen sich und dem verstorbenen Herrn Jean Créhu de la Saulays gefunden hatte, so schloß er, daß dieser Philosoph sein Vater gewesen sei.

Der Teuxel! darüber hätte selbst der erste Schreiber eines Anwalts lachen können, und doch ist ein solcher eins der ernsthaftesten Säugethiere, welche die Naturgeschichte kennt.

Kennt ihr ihn auch, diesen ersten Schreiber? Achtundzwanzig Jahre alt, mit einer abscheulichen Tabacksdose von Birkenrinde, die er verbirgt, um der Clientin zu gefallen, in einen fix und fertig im Laden gekauften Rock gekleidet, ein rundes Spiegelchen in der Tasche; große Hände, riesige Nägel, wenn die Mode solche zuläßt, und einen aufwärts gedrehten Schnauzbart, wenn der Prinzipal ihn erlaubt; mit einem verschmitzten Allerweltskopf und doch auch schafsköpfig; dabei ein gelbes Fell und leidenschaftliche Zahnstocher-Liebhaberei.

Nun kennt ihr ihn. Er unterhält allemal eine alte Schauspielerin, welche im Komödienhause, auf einem nicht vom Staate

unterstützten Theater die unschuldigen Mädchen spielte und ihm aus dritter Hand überkommen ist.

O, das ist häßlich, häßlich!

Wir wählen ihn in die Kammer und er wird ein gar freundlicher Mann — bloß aus Liebe zu den Gegensätzen.

O Frankreich! schönes Land! Warum so viele Schimpansen unter Deinen Mandatarien?

Indeß mag er jetzt zum Teufel gehen, dieser erste Schreiber, zusammt seinem Lorgno und seiner selbst fabrizirten Pomade. Er langweilt uns!

Wir wollten also sagen, daß Tiennet Blône ganz so plauderte, wie ihm um das Herz war.

Aber solche Findelkinder sind eins, wie das andere. Jeder Mann ist für sie ein Papa, jede Frau eine Mama.

Wenn Tiennet der Held unsers Romans bleiben will, so muß er diese unerträgliche Lächerlichkeit ablegen.

Es ist wahr, daß eine Entschuldigung für ihn stattfand. Wir meinen den in das Buch eingeschriebenen Namen.

Aber sollen wir denn ein Wort von dem glauben, was die Rentière Frau Marion sagte?

Hören Sie! vereinigen Sie durch die Bande einer rechtskräftigen Heirath die Rentière Frau Marion und jenen Anwalts-Schreiber, jenen ersten Schreiber!

Dann werden Sie ein frommes Werk gethan haben, denn diese beiden widerwärtigen Wesen werden sich innerhalb einer gegebenen Zeit gegenseitig vergiften. —

„Das Alles gehört mir!“ sagte Tiennet Blône.

Gehe nur! nichts gehört Dir, mein armer Junge, denn

man darf, wie man in Vitré sagt, nicht eher Häring rufen, bis man ihn beim Schwanze hat.

Dort in dem Schranke, welchen Bertha während der letzten Nacht auf Befehl des Herrn Jean Créhn öffnete, ist ein eigenhändiges Testament, vier enggeschriebene Seiten lang —

Aber Tiennet Blône dachte ja auch an keine Erbschaft. Wir können es bei der Zukunft unserer jungen Republik schwören, daß sein einziges Sehnen gewesen war, einen Vater zu bekommen.

Allerdings würde es ihm ganz angenehm sein, ein Wenig den Edelmann spielen zu können.

Er war sechszehn Jahr alt. Am Morgen dieses Tages war sein Herz an der ersten Klippe seines Lebens zerschellt. Sein schmerzhaft verwundeter Stolz richtete sich wieder empor und schaute sich nach dem Uebel um, damit er ihm die Stirn biete.

Und man beachte, daß er hinzufügte: „Soll ich bleiben oder soll ich gehen?"

Und er, der fest überzeugt war, daß er der Sohn eines Millionairs sei, sollte er mit seinem kleinen Bündel an Bord eines Schiffes gehen?

Während er noch nachdachte, waren die Tritte auf dem Corridor bereits ganz nahe gekommen. Die Kommenden führten ein lautes Gespräch und schienen nichts weniger, als traurig zu sein.

Als sie eintraten, hatte sich Tiennet wieder erhoben.

Der Eintretenden waren sehr viele: Maudreuil, Houël, die

beiden Romblon (Papa und Fifi), Menand jun., der Doctor Morin, der Chevalier Filis von Guérineul.

Nach diesen Genannten kamen Herr Besnard und der sanfte Fargeau, welche beide in Folge eines eben erst beendigten eiligen Laufes etwas athemlos waren.

Der Friedensrichter von Vesvron und sein Greffier waren ebenfalls von der Partie.

„Mein lieber Herr Lebellehic von Kervingomolangourcuffinec," sagte der Vetter und Freund zu dem Friedensrichter, „sintemalen unser heißbeweinter Freund und Vetter Jean François Marie Fidèle Créhu de la Saulays das Zeitliche gesegnet hat, habe ich in Abwesenheit unserer Vettern und Freunde Fargeau und Lucien de la Saulays, und unter Billigung unserer Freunde und Vettern Houël (Victor Jeán Baptiste), von Guérineul (Filis Amable) und Andrer, mit Ihrer Herbeirufung und Hinzuziehung voranschreiten zu müssen —"

Der Richter, welcher stolz auf seinen Namen Lebellihic von Kervingomolangourcuffinec war, unterbrach den Sprechenden durch einen ernsten Wink.

„Sie haben doch nichts unterschlagen?" fragte er.

Der Vetter und Freund richtete sich stolz empor.

„Wie können Sie denken, daß ein rechtmäßiger Erbe auf unrechtmäßige Weise —" begann er.

„Schon gut, schon gut!" unterbrach ihn abermals der Friedensrichter; „werden Sie nicht böse — ich habe schon Männer gesehen, die demüthiger waren, als Sie, und dennoch die Hände nicht in den Taschen hatten. — Trepointeau!"

In Folge dieses Aufrufes trat der Greffier heran.

Der Richter trug eine Mütze von schwarzer Seide und

Holzschuhe, der Greffier dagegen Holzschuhe und eine wollene Mütze.

Der Maire, von welchem wir noch nicht gesprochen haben, Herr Le Mihir Pahezre de Crapadeuc, trug Holzschuhe und eine wollene Mütze über einer seidenen.

Das waren die drei obrigkeitlichen Personen des Dorfes Vesvron. Man behauptete, daß der Maire lesen könne.

„Trepointeau!“ fuhr der Friedensrichter fort, „da man nichts unterschlagen hat, so glaube ich, daß man mit der Versiegelung vorschreiten muß.“

„Das könnten wir thun, ganz gewiß!“ antwortete Trépointeau lebhaft.

Aber der Maire machte die Einwendung:

„Dummheiten! — Zunächst ist es nöthig, daß unwiderruflich der Tod unsers Nachbars Créhu bestätigt werde. — Nicht wahr, meine Herren?“

Er blinzte dabei den Anwesenden gar pfiffig mit den Augen zu, denn er war der vollendetste Dummkopf, welchen je die Sonne beschienen hat.

Meiner Seel'! die Scene hatte Charakter. In dem großen geschwärzten und verfallenen Zimmer war allgemach die Nacht eingekehrt.

Man sah in der Nähe der Thür acht bis zehn Gesichter von Erben und in ihrer Mitte die drei obrigkeitlichen Personen. Hinter dem Schlafstuhle stand der bleiche Tiennet, welcher fast ganz in dem Dunkel verschwand.

Auf dem Schlafstuhle selbst erblickte man das bleiche und eingefallene Antlitz des Todten, welches von dem letzten Däm-

merscheine des scheidenden Tages eine schwache Beleuchtung erhielt.

Wir müssen gestehen, daß von den Erben und Freunden des Verstorbenen, welche mit geschäftiger Miene unter einander sprachen, so etwas, wie eine Komödie, aufgeführt wurde. Die drei obrigkeitlichen Personen stiegen sogar bis zur Posse hinab. Die Tragödie war ganz und gar auf den engen Raum beschränkt, welchen Tiennet Blône neben der Leiche einnahm.

„Das ist wahr," antwortete der Friedensrichter auf die Bemerkung der Maire; „nicht wahr, Trépointeau?"

„Das könnte wohl sein, ganz gewiß!" antwortete Trépointeau mit Bestimmtheit und Festigkeit.

Der Doctor Morin trat vor, um seine Erklärung abzugeben.

Indeß war Fargeau an den Vater Romblon herangetreten und sagte zu ihm:

„Ich danke Ihnen für Ihren Wink. — Was giebt es Neues?"

„Der Alte ist erloschen, wie ein ausgebranntes Licht," antwortete Papa Romblon.

„Aber jene Nachsuchungen, von denen Maudreuil sprach?"

„Das ist wieder eine Sache für sich. — Man hat das Testament in dem Schranke gefunden."

„Zu Gunsten Bertha's?"

„Keineswegs."

„Ach!"

Fargeau athmete tief auf.

„Zu Gunsten Aller," fuhr der alte Romblon fort.

„Hm!" machte Fargeau.

„Sie werden es sehen! Sie werden es sehen!" sagte Fifi's Vater, indem er boshaft lachte.

„Was sagt er?" wandte sich Besnard fragend an Fargeau.

„— und folglich erklären wir ihn für todt und mausetodt," sagte in diesem Augenblick der Maire, Herr Le Mihir Pabezre von Crapadeuc, mit heiterer Stimme.

Dann wandte er sich an Guérineul, welcher ganz der Mann war, um ihn zu verstehen, und sagte:

„Indeß würde mich das ganz und gar nicht hindern, ein Gläschen zu trinken."

„Und mich auch nicht, heiliges Donnerwetter von Landernau!" rief Guérineul aus; „allein das wird eine weitschichtige Ceremonie werden, denken Sie an mich."

„Nun mögen wir also an das Versiegeln gehen," sagte Herr Lebellehic de Kervencomolangourcuffinec.

Trépointeau nahm die nöthigen Werkzeuge aus seiner wollenen Mütze.

Besnard ging von Einem zum Andern, um etwas Neues zu erfahren.

„Ein verteufeltes Testament!" sagte der alte Houël zu ihm; „wir sind sämmtlich Erben."

„Wie! sämmtlich!" wiederholte Besnard; „ich auch?"

„Wie die Uebrigen. — Aber, Sie werden das noch heute Abend erfahren. — Maudreuil hat es übernommen, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen. — Jean von der See hat befohlen, daß sich alle seine Erben an seinem Todestage mit dem Glase in der Hand vereinen sollten. — Wir sind hier Herren, wie Sie

sehen. Binnen einer Stunde werden wir uns zu Tische setzen.

„Zu Tische!" wiederholte Besnard abermals.

„Sie wissen wohl! er war ein stolzer Mann! ein Mann, der nichts machte, wie andere Leute! Daher hat er denn auch diesen wunderlichen Einfall gehabt."

Maudreuil ging in diesem Augenblick vorüber.

„Mein Vetter und Freund," sagte er mit wichtiger Miene zu Houël, „ich werde nachsehen, ob in der Küche alle nöthigen Veranstaltungen getroffen sind."

Fargeau sah aus, wie ein armer Sünder. So viel Diplomatie hatte er rein umsonst verschwendet!

„Die Siegel sind angelegt," sagte Trépointeau.

Ein feierlicher und ernster Gesang schallte vom Corridor her durch die geöffnete Thür.

Alle schwiegen.

Man unterschied bald die lateinischen Verse des **De profundis.**

„Der Priester!" sagte Houël, „wahrscheinlich erscheint er mit dem ganzen Dorfe. — Verbietet das Testament nicht —"

Papa Romblon nahm den Sprechenden beim Arme.

„Nehmen Sie, was Ihnen das Testament giebt, guter Freund!" sagte er, „aber lassen Sie dem alten Narren, welcher dort schläft, wenigstens die letzten christlichen Fürbitten."

Helles Licht strahlte durch die Thür. Bald war das ganze Sterbezimmer hell erleuchtet.

Es war eine Procession der Bewohner von Besvron, welche, den Rector an der Spitze, mit brennenden Kerzen und Weihwasser erschienen.

Renotte trat zuerst ein. Sie trug ein starkes Bund Kerzen in der Hand, welche sie sofort an alle Anwesenden vertheilte. Die Kerzen der Bauern und Pächter waren bereits angezündet.

Fargeau, der sanfte junge Mann, nahm eine, und Besnard nahm eine, und Morin, und Houël, und Menand jun., genannt Artischocke, und Herr von Guérineul, der lieber eine Partie auf dem Klingelbeutel-Billard der Mama Rogome gespielt und ein Kreuz-Millionen-Donnerwetter dazu geflucht hätte.

Auch Tiennet Blône, welcher sich seit dem Beginn dieses Auftrittes nicht von seiner Stelle bewegt hatte, erhielt eine Kerze.

Der Rector von Besvron, ein heiliger und bescheidener Priester, der zwar nicht besonders gelehrt war, aber zu beten und zu trösten verstand, knieete neben dem Schlafstuhle nieder, indem er das Weihwasser in der einen, den Wedel in der andern Hand hielt.

Er begann den Todten-Segen. Während er mit langsamer und trauernder Stimme die Verse hersagte, trat Einer nach dem Andern heran, um einen Tropfen Weihwasser auf das Antlitz des verblichenen Herrn zu sprengen.

Es war das ein einfaches und großartiges Schauspiel, aber es erlaubte keine Betrachtung mit der Loupe.

Von dem würdigen Priester und einigen Bauern abgesehen, dachten die Uebrigen an ganz andere Dinge, als an die feierliche Handlung, welche vor ihnen vorging.

Die drei obrigkeitlichen Personen fanden, daß man wohl hätte ein Glas Wein vorsetzen können.

Die Erben waren von einem Fieber ergriffen.

Die Bauern betrachteten ihre Kerzen und verglichen sie mit denen ihrer Nachbaren, denn die Reste können vortheilhaft verkauft werden.

Renotte aber sagte zu ihren Nachbaren:

„Hm! — das Zeichen!"

„Wir kommen alle dahin," antwortete der weise Mathurin Houin

„Das ist wahr," versetzte Renotte; „aber unser Herr war sieben Jahr älter, als ich."

In den Reihen der Bauern hörte man aus allen Tonarten das Wort:

„Das Zeichen! — das Zeichen!"

Und dann den Schluß:

„O! man darf es nicht leugnen — wenn man erst die Todtenkerze gesehen hat, dann kann keine Hilfe mehr helfen!"

„Ach, verdammt! ja, das ist wahr!" . . . .

. . . .

Dem seligen Herrn Jean Créhu de la Saulays war von Allen die letzte Ehre erwiesen.

Nur Tiennet Blône hatte seine Pflicht noch nicht erfüllt.

Guter Cider.

Die Reihe war also an Tiennet Blône.

Jeder war an seine Stelle zurückgekehrt. Die Ordnung war wieder hergestellt. Die Feierlichkeit des Augenblicks hatte obgesiegt.

Alles war still; man hörte nur noch den Sterbegesang.

Die brennenden Kerzen warfen einen hellen Schein auf das Antlitz des Todten und auf den langen weißen Bart, in welchem jeder Tropfen des Weihwassers einer Perle gleich flimmerte.

Tiennet ergriff den Wedel und besprengte die Leiche des Entschlafenen.

Da er der Letzte war, so endete der Priester sein Gebet.

„Leb wohl, mein Vater!“ sagte Tiennet mit klangreicher und fester Stimme.

Es war, als hätte ein elektrischer Schlag alle Anwesenden getroffen.

Tiennet stand so stolz und gerade da, daß man ihn in der That für den Herrn des Schlosses hätte halten können.

Und mehr als ein Bauer aus Vesvron hat seitdem versichert, daß in dem Augenblick, in welchem Tiennet Blône ge-

sagt habe: „Leb wohl, mein Vater!“ Jean Créhu, obgleich er todt war, mit dem Kopfe genickt habe, als hätte er sagen wollen: „Leb wohl, mein Sohn!“

Tiennet gab dem erstaunten Priester den Wedel zurück und wandte sich dann nach der Gruppe der Erben, in deren Mitte Herr Fargeau stand.

Die guten Leute aus Vesvron bestätigen noch heutigen Tags, daß Herr Fargeau seinen Blick nicht habe ertragen können.

„Wo ist Herr Lucien Créhu de la Saulays?“ fragte Tiennet Blône.

Niemand antwortete.

Tiennet fragte weiter:

„Wo ist Fräulein Bertha?“

Abermals keine Antwort.

Tiennet kreuzte die Arme über der Brust. Seine Augen sprüheten Blitze.

„Herr Fargeau und Sie Alle,“ fuhr er dann fort, indem er sich an die Erben wandte, „ich werde gehen, um mich nach den Beiden zu erkundigen, dann aber zu Ihnen zurückkehren.“

Mit langsamen Schritten ging er durch das Zimmer und auf die Thür zu.

In der Gruppe der Erben hörte man leise bemerken:

„Er ist wahnsinnig, so wahnsinnig, daß man ihn binden sollte.“

Tiennet war bereits auf der Schwelle. Er hörte jene Worte, blieb stehen und sagte in einem auffallenden Tone:

„Ich werde mich nicht meucheln lassen, Herr Fargeau; setzen

Sie sich nur zum Abendessen, aber machen Sie sich auch auf den Nachtisch gefaßt!"

„Er kennt das Testament!" murmelte Houël erstaunt.

Romblon sagte seinem Nachbar Fargeau in das Ohr:

„Wenn er aus dem Schlosse entkommt, so sind Sie verloren."

„Haltet ihn!" schrie Fargeau.

Aber Tiennet Blône war bereits auf dem Wege nach der Mestivière.

Wir dürfen hier die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Herren Friedensrichter Lebellebic de Kervingomolangourcuffinec, Greffier Trépointeau und Maire Le Mihir Pahezre de Crapadeuc, bevor sie sich nach ihren respectiven Wohnungen zurückbegaben, durch die Fürsorge der Dame Renotte die geziemenden Erfrischungen erhielten.

Die Geschichte erzählt sogar, daß Herr Le Mihir Pahezre de Crapadeuc sich in einem solchen Grade erfrischte, daß er in einem Augenblick strafbaren Irrthums das Kinn der alten Renotte, ungeachtet der Warzen der guten Frau, und ungeachtet der auf besagten Warzen befindlichen Bärte, liebkosend streichelte.

So viel steht fest, daß die beiden Obrigkeiten nebst dem Greffier Arm in Arm nach Vesvron zurückkehrten, während sie im Uebermaß des Glücks aus voller Kehle die berühmte Hymne sangen:

„So leben wir in Niederbretagne,
Heute bei'm Biere, morgen beim Wein,
Rennen die Köpfe schier uns noch ein —"

Aber die Ehre der Obrigkeit bleibt unangetastet, so lange sie nicht bis zur Besinnungslosigkeit trunken in der Gosse liegt.

Und überdieß, seien wir gerecht. Wenn so ein Geobrigkeiteter stirbt, muß da nicht die Obrigkeit selbst, wenn sie unter sich ist, herzlich lachen?

Auf dem Schlosse Ceuil fand noch ein ganz anderes Fest statt! Man hatte ein Faß Cider in der Küche angezapft, und die Herrschaften speis'ten das Nachtbrot in dem großen rothen Saale, in dem Festsaale, in welchem seit funfzig Jahren die Tafel nicht gedeckt war.

Die Buchweizengrütze broddelte in dem gewaltigen Kessel von Gußeisen. Sogar ein Stück Speck ward in der Pfanne ausgebraten. Du lieber Gott! es sterben ja nicht alle Tage Leute, wie der selige Herr Créhu de la Saulays!

Um den Herd herum, unter dem verräucherten Mantel des Schlots saßen die ganzen Hörigen des Schlosses, Renotte und Olivette mit einbegriffen. Nur Tiennet Blône und der Hirt Yaume fehlten.

„Guter Cider!" sagte Mathurin Houin, indem er seinen Becher leerte.

„Ach verdammt!" antwortete Pierre Méchet, „das muß man eingestehen! Ja, gut ist der Cider!"

„Und nicht zu trübe, so wahr ich lebe," fügte Fancin hinzu.

„Aber auch nicht zu klar! Ach verdammt! das ist sicher!" fuhr Mérieul fort.

Louisic aus dem Backhause bestätigte die ausgesprochenen Ansichten und erklärte:

„Er ist gerade, wie er sein muß, meiner Treu! ach verdammt, ja!“

Und der Chor sang alsdann:

„Ach verdammt! so wahr ich lebe, er ist gut, er ist gerade, wie er sein muß.“

Die alte Renotte, welche ganz und gar derselben Meinung war, machte sich einen Becher Cider hieß, um ihrem schwachen Magen wieder aufzuhelfen.

„Es ist bei alledem wunderlich,“ bemerkte sie, „daß Herr Lucien nicht zugegen war — und auch Fräulein Bertha nicht.“

„Ach verdammt!“

„Das ist wunderlich, wunderlich!“

„Und jung Tiennet, habt Ihr gehört, wie er sagte: „Gute Nacht, auf Wiedersehen, Papa!““

„Jung Tiennet ist ein wenig auf den Kopf gefallen,“ warf Pierre Méchet ein.

Mathurin Houin trank seinen achten Becher.

„Das ist einerlei,“ bemerkte er ernst; „darüber sind wir einig, daß der Cider ganz vortrefflich ist.“

„Und daß er beim Gehen ausrief: Ich werde mich nicht meucheln lassen!“ sagte Mérieul. „Kinder, seid auf Eurer Hut, denn hinter den Worten steckt etwas.“

„Hört!“ rief Fancin mit erschreckter Geberde.

Alle schwiegen.

Ein dumpfes Geräusch ließ sich im Innern des Schlosses hören.

„Das sind die Herrschaften, welche sich zu Tische setzen,“ murmelte Yvon schüchtern, wie ein Knabe, der noch nie ein blaues Auge vom Jahrmarkte mit heim genommen hat.

„Nein,“ antwortete Fancin, „es ist die Schäcke, welche in dem Stalle brüllt.“

Man drängte sich näher an den Herd.

Während Alle schwiegen, zeigte Pierre Méchet mit dem Finger auf Olivette, die regungslos auf dem Schämel saß, ihre Hände auf den Knieen kreuzte und in schwermüthige Gedanken versunken schien

Olivette glich durchaus nicht mehr dem heitern jungen Mädchen, welches sie noch am gestrigen Abende gewesen war. Sie war bleich und schien zu leiden.

„Schau! schau!“ sagte man in der Runde; „was hat sie denn, die Tochter Olivette?“

Olivette hörte, daß ihr Name ausgesprochen wurde. Sie erbebte und ihre gesenkten Augenlider erhoben sich. Jeder konnte nun sehen, daß Thränen in ihren Augen standen.

„Ich hätte nie geglaubt, daß sie den seligen Herrn so geliebt hätte!“ sagte Pierre Méchet.

Mathurin Houin trank seinen neunten Becher, während er auf vielsagende Weise den Kopf schüttelte.

Sollen wir aber die Wahrheit gestehen, so müssen wir bekennen, daß der achtungswerthe Bauersmann an gar nichts dachte.

Aber auf dem Dorfe, wie in Paris, wird der wichtigthuende Ernst im höchsten Grade angestaunt.

„Yvon, mein Jüngelchen,“ sagte Renotte, „bring dem armen Herrn Rector, welcher mutterseelenallein in dem Zimmer des Herrn Jean von der See wacht, einen Napf Grütze und einen Schluck Cider.“

„Hm!“ machte Yvon und öffnete seine Augen weit; „wird man auch eintreten dürfen?“

„Er fürchtet sich!“ erscholl es im Kreise.

Yvon wurde roth, wie ein Erdbeer-Apfel, nahm zwei Näpfe und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Als er zurückkam, war er ganz bleich und zitterte.

„Was hast Du gesehen, Bursche?“ fragte man ihn.

„Der Priester liegt auf den Knieen,“ antwortete Yvon; „Jean von der See sieht aus, als schliefe er — und man hört, wie die Herrschaften in dem rothen Saale lustig singen.“

„Ach verdammt!“ sagte Mérieul; „die Herrschaften werden auch noch an die Reihe kommen, und wir Alle mit ihnen. — Aber so lange man roth ist, genießt man das Leben!“

„Ach verdammt! das ist wahr!“ murmelte der Chor.

Die Näpfe wurden gefüllt. Es wurde nach Herzenslust gegessen und getrunken.

Dann wiederholte man überzeugt und einmüthig den Refrain:

„Guter Cider! — Ach verdammt! das steht nicht zu leugnen!“

Es war nun eine volle Stunde verflossen, seit sich die Herrschaften in den rothen Saal eingeschlossen hatten.

„Sie hatten dabei zu den Dienern gesagt: Schert Euch zum Teufel!“

Warum sie sich eingeschlossen hatten, anstatt sich, wie gewöhnlich, bedienen zu lassen, das würde Niemand zu sagen vermocht haben.

Die hölzerne Wanduhr, deren Pendel gegen die Wände

des alten Kastens von Eichenholz anschlug, zeigte auf halb zehn Uhr.

Die Diener und die Bauern hatten so viele Becher geleert, daß die Köpfe schwer und die Augen etwas trübe geworden waren.

Da wurde leise an die nach Außen führende Thür der Küche gepocht.

„Gehe und öffne, Junge," sagte Mathurin Houin zu Yvon; „es ist Tiennet Blône und der Hirt Yaume."

„Oder vielleicht auch Herr Lucien."

„Oder vielleicht auch Fräulein Bertha."

„Fräulein Bertha!" wiederholte Olivette und schien plötzlich aus einem tiefen Schlafe zu erwachen.

Schaudernd richtete sie zu gleicher Zeit ihren Blick nach der Thür, als hätte sie nichts Anderes erwartet, als den Eintritt eines Gespenstes zu sehen.

Yvon öffnete.

Es war in der That ein Gespenst, welches eintrat.

Yvon sank heulend zu Boden und bedeckte seine Augen mit beiden Händen, während die um den Herd Sitzenden an allen Gliedern erbebten.

Selbst Olivette fuhr grausend zurück, und die alte Renotte sank auf die Kniee, indem sie schnell einige Vaterunser betete.

Das Gespenst schritt durch die Küche. Seine Schritte auf dem von gestampftem Lehm gebildeten Boden waren nicht zu hören. Es öffnete die Thür, welche nach dem Innern des Schlosses führte, und verschwand.

Es war Jean von der See, in seinen Ueberwurf von Wolfs-

fell gehüllt, mit seinem hagern, eingesunkenen Antlitz, das hinter dem langen weißen Barte fast völlig verschwand.

Alle Anwesenden hatten ihn gesehen. Alle hatten ihn erkannt. Es war nicht anders, als hätte der Blitz in die Küche eingeschlagen.

Der Freund und Vetter.

Was begannen denn indeß die Herren in dem festverschlossenen rothen Saale?

Bevor wir das sonderbare Festmahl schildern, welches am Abende nach dem Heimgange Jean's von der See auf dem Schlosse Ceuil stattfand, müssen wir noch ein Mal um einige Stunden zurückgehen und uns in das Sterbezimmer versetzen.

Was das Gespenst betrifft, welches so eben die Küche durchschritt, so werden wir es wiederfinden und dürfen uns überzeugt halten, daß es nicht lediglich erschienen ist, um die Dienerschaft und die Bauern zu schrecken.

Tiennet Blône täuschte sich, wenn er glaubte, daß Jean Créhu de la Saulays allein und verlassen gestorben sei. Der Greis hatte vielmehr in Gesellschaft seinen letzten Athemzug ausgehaucht.

Er war gestorben, während er mit dem Doctor Morin sprach, der ihn durch die Kühnheit seiner Philosophie in Staunen zu setzen versuchte. Er war in einem encyklopädistischen Streite verschieden, ohne es zu ahnen, und fast, als wäre er nur eingeschlafen.

Der Doctor hatte eine so schnelle Entwicklung des Drama's gar nicht erwartet. Er hatte sogar den Gevettern Guérineul und Houël jede Hoffnung benommen, so daß diese nicht gewagt hatten, einzutreten, sondern sich bereits anschickten, das Schloß wieder zu verlassen. Der Freund und Vetter irrte schwermüthig durch die Corridore und rief die Gottheit an, welche die Erbschaften lenkt, indem er an die Hypotheken dachte, welche auf seine Wohnstätte eingetragen waren.

Aber der Verzweiflung ungeachtet, witterte der Vetter und Freund. Verjagt die Schakals mit Flintenschüssen, wenn ihr durch die Wüste reist: sie werden fliehen, aber nicht zu weit, sondern immer noch nahe genug bleiben, um die von der Karawane zurückgelassene Leiche schnell genug zu wittern. Der Erbe ist ein Schakal in Menschengestalt.

Der Vetter und Freund befand sich wie durch einen Zauber auf der Schwelle, als Morin zu den Romblon sagte:

„Es ist vorbei."

Die Romblon hatten Zutritt bei Jean von der See, wie sie überall Zutritt hatten. Man wußte eigentlich gar nicht, warum das der Fall war.

„Was habe ich gehört!" rief der Vetter und Freund; „Doctor, ich kann es nicht glauben! Sollte es wahr sein, daß unser wahrhafter lieber Freund und Vetter —"

„Still!" sagte Morin; „rufen Sie die Neffen."

Der Freund und Vetter war um sechs Zoll gewachsen.

„Die Neffen!" wiederholte er mit verächtlicher Betonung; „wer sind denn die Neffen? Niemand hat das Recht, hier lauter zu weinen, als ich, Herr Doctor Morin — noch auch bitterer zu seufzen! — denn ich bin im nächsten Grade verwandt

— heißt das durch meine achtungswerthe Freundinn und Muhme Jacqueline Créhu de Préténténiou, welche mir Alles hinterlassen hat, was sie besaß. Ach! es war leider! wenig genug! — Die Neffen, mein Herr! — ich habe Grund zu der Annahme, daß die Neffen erst nach mir kommen, — und vor allen Dingen muß Recht bleiben, was Recht ist. — Ha, ha! mein Herr, die Neffen!"

Der Freund und Vetter hielt diese bemerkenswerthe Rede, ohne nur ein Mal Athem zu schöpfen.

„Er hat Recht, wahrlich und wahrlich!" rief der junge Herr von Guérineul aus, der eben eingetreten war; „Butter und Käse! die Neffen! Die mögen bleiben, wo sie sind; das Donnerwetter von Landernau! und die Nichte dazu! Im Namen einer Pfeife! O! aber —"

Er blieb stehen, um den Verblichenen zu betrachten.

„Sagen Sie ein Mal," fuhr er dann plötzlich mit einem gewissen Mißtrauen fort; „sind Sie denn auch überzeugt, daß der nicht wieder auflebt?"

„Nur zu überzeugt!" antwortete der Doctor.

„O, o, o! der arme Vetter!" schluchzte der alte Houël in der Thür

Ohne etwas merken zu lassen, hatte Papa Romblon eine außerordentlich dicke Brieftasche geöffnet und auf ein kleines Stück Papier mit Bleistift die bedeutungsvollen Worte geschrieben:

Tarde venientibus ossa.

Wo, zum Teufel! hatte der Kerl das Latein gelernt!

Papa Romblon übergab dieses Bruchstück eines Hexameters

seinem Fifi, welcher sofort das Zimmer verließ und einen Burschen entsandte, um Fargeau und Besnard aufzusuchen.

Als Fifi zurückkehrte, sagte der Papa zu ihm:

„Fargeau wird mir dreißig Pistolen für dieses Stückchen Papier zahlen."

Der Freund und Vetter vereinte sich indeß mit dem alten Houël, und Beide ließen die vernunftlosesten Klagen laut werden.

„Im Namen eines Hundes!" rief Guérineul, „Ihr wäret fähig, ihn aufzuwecken!"

Und die Beiden schwiegen.

Der Vetter und Freund wischte seine Augen ab, in welche seit zehn Jahren keine Thräne getreten war.

„Wohin pflegte er denn seine Papiere zu legen, der liebe Vetter und Freund?" fragte er.

„Herr von Maudreuil," erinnerte Morin, „wir dürfen daran noch nicht denken."

„Man wird Ihnen Ihre Besuche bezahlen, mein Herr!" unterbrach ihn der Vetter und Freund mit einer außerordentlichen Würde; „man wird sie Ihnen sehr anständig bezahlen, aber zu sprechen haben Sie hier nichts! — Treten Sie näher, Herr Menand!"

Die Artischocke war mit der diesem Geschlechte eignen Bescheidenheit in bedeutender Entfernung stehen geblieben.

Er kaute an der Franze eines Vorhanges, da er seine Peitsche nicht bei sich hatte.

Auf den Befehl des Herrn von Maudreuil faßte er den Muth, fünf oder sechs Schritte in das Innere des Zimmers vorzutreten.

„Herr Menand," fuhr der Vetter und Freund fort, „Sie müssen wissen, wo der achtungswerthe Mann, den wir Alle beweinen, seine Urkunden niederzulegen pflegte."

Die Artischocke machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe

„Nun, so sagen Sie es aus, Herr Menand," fuhr Maudreuil fort.

Die Artischocke zeigte mit der Hand (und hu! wie schmutzig war die Hand dieses Notars) nach dem berühmten Schranke.

Schon im nächsten Augenblick hatte der Vetter und Freund den Schlüssel unter dem Kopfkissen des Todten entdeckt.

Er bemächtigte sich desselben und ging dann mit würdevollen und stolzen Schritten auf den Schrank zu.

Offenbar war der Vetter und Freund ein Mann, der sich in jede Lage zu fügen verstand.

In dem Schranke fand er das Testament, welches Bertha während der letzten Nacht in denselben gelegt hatte, so wie auch noch eine erklärende Bemerkung auf einem besondern Blatte.

Der Freund und Vetter nahm die beiden Urkunden und verschloß dann den Schrank wieder, denn in Gegenwart so vieler Zeugen durfte er doch weiter nichts an sich nehmen.

Alle Anwesenden drängten sich an ihn, denn Jeder wollte sehen, was die beiden Urkunden enthielten.

„Mäßigung, meine Herren!" sagte der Vetter und Freund, „bedenken Sie, daß an dem Orte, wo wir uns jetzt befinden, alle menschlichen Leidenschaften schweigen müssen."

„Ach so!" raunte Papa Romblon seinem Fifi Romblon in das Ohr; „dieser Vetter und Freund ist ein köstliches Vieh!"

„Ich denke, wie Du, Papa," antwortete Fifi, „ich finde ihn köstlich!"

Houël, Morin und selbst Menand jun. umgaben den Vetter und Freund.

Dieser aber schob die andern mit großartiger Bewegung des Armes von sich und las ruhig die Anmerkung zu dem Testamente

„O!" rief er dann gerührt aus, „was für ein Mann! was für ein Mann! was für ein Mann! — Er glich in keiner Hinsicht andern gewöhnlichen Menschen."

„Lassen Sie sehen, Mandreuil," forderte Houël den Lesenden auf, „theilen Sie uns mit —"

„Mein Vetter und Freund," unterbrach ihn der Lesende, „Ruhe! ich beschwöre Sie! Unser ehrenwerther Freund und Vetter hätte gewiß für mich weit mehr thun können — aber ich verzeihe ihm. — Wir sind alle Erben."

„Alle!" wiederholten Morin, Houël und Fifi Romblon.

Selbst die Artischocke wiederholte dieses Wörtchen, wie man wenigstens späterhin behauptet hat. Um indeß einen in die Augen fallenden Beweis unserer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit zu geben, wollen wir die Sache nicht gerade verbürgen. Nein! es kann sein, daß die Artischocke damals nur ganz zufällig gesprochen hat, aber es kann auch sein, daß sie gar nicht gesprochen hat.

Und welches Recht hätten wir, bei einem so wichtigen Gegenstande eine so leichtsinnige Behauptung zu wagen?

Mögen Andere leichtsinniges Spiel mit ihren Lesern treiben; wir überliefern solche Betrüger der Verachtung der souverainen Völker!

„Alle," wiederholte der Freund und Vetter, „nur die lieben Herren Romblon ausgenommen."

„O!" murmelte der Papa, „wir werden dennoch unser Auskommen bei der Sache verdienen."

„Werden wir denn aber erfahren —" begann abermals Houël.

„Ruhig," antwortete der Vetter und Freund und steckte ganz einfach das Testament in seine Tasche.

„Geduld!" dachte Morin, „Fargeau wird zurückkehren."

Die Artischocke näherte sich dem Vorhange, dessen Franze sie noch nicht völlig verzehrt hatte

Das war eine unglückliche Gewohnheit, welche dieser Notar hatte.

Aber wir kennen Notare, welche noch weit unangenehmere Schwächen haben.

„Hören Sie," sagte der Vetter und Freund, der noch immer die auf ein besonderes Blatt geschriebene Bemerkung in der Hand hielt; „unser ehrwürdiger Freund und Vetter that nichts, wie andere gewöhnliche Menschen. – Es ist dieses hier eine Art Programm, welche das regelt, was an dem Todestage geschehen sollte. — Ich übernehme die Vollstreckung dieses letzten Willens und theile Ihnen mit Rücksicht auf Ihre sehr natürliche Neugierde diese nachträgliche oder, wie Sie wollen, vorgängige Bestimmung mit.

„Jean Créhu will und erwartet:

1) daß sich alle seine Erben an dem Abende nach seinem Tode zu einem Trinkgelage versammeln;

„2) daß diese Vereinigung bei verschlossenen Thüren stattfinde;

„3) daß der Bordeaux Wein und der Rum bei diesem Gelage nicht geschont werden —"

„Millionen-Kreuz-Element," unterbrach ihn Guérineul, „was für ein vortrefflicher Mann!"

„Er verbietet nicht," fuhr der Vetter und Freund fort, „daß der Geistliche von Vesvron sein Amt versehe; es ist ihm das gleichgiltig. Er will, daß das Testament während des Mahles und in Gegenwart aller Erben vorgelesen werde.

„Das Gelag soll im rothen Saale stattfinden. Der Sessel Jean Créhu's soll leer bleiben und mit einem schwarzen Flor verhangen werden, bis derjenige, welcher das Recht hat, ihn einzunehmen, ihn einnehmen wird —„

Die Stimme des Vetters und Freundes zitterte bei diesen letzten Worten.

„Was soll das heißen?" fragten Houël und der Doctor: „bis derjenige, welcher das Recht hat, ihn einzunehmen, ihn einnehmen wird?"

„Meine Herren und Freunde," antwortete Maudreuil, „wir werden danach streben, den Sinn dieser Worte zu erfahren. — Indeß, ich bitte Sie, lassen Sie den Maire und den Friedensrichter rufen, denn es muß Alles in Ordnung geschehen. — Ich selbst werde für die Bereitung des Mahles Sorge tragen."

Er ging, indem er den Schlüssel zu dem Schranke und das Testament mitnahm.

Die Uebrigen folgten ihm: Morin und Houël, um für die Erfüllung der verlangten Förmlichkeiten zu sorgen, und die Artischocke, um zu sehen, ob sie sich nicht in der Küche einige Gläser Wachholder und eine Zwiebel verschaffen könne.

Die beiden Romblon schienen nicht besonders unwillig darüber zu sein, daß sie zu dem famösen Gelage nicht eingeladen wurden.

Als sie gingen, rieben sie sich die Hände, wie Männer, welche erkannt haben, daß sich die Aussicht auf gute Geschäfte eröffnen werde.

In diesem Augenblicke, wo der Todte allein in seinem Zimmer war, trat Tiennet Blône ein, um sein Gebetbuch zu suchen.

Das Gespenst.

Man bringt dann und wann einen Notar in das Zuchthaus, allein das reicht noch nicht aus.

Man findet auch manche Notare in den Irrenhäusern.

Kurz das Notariat ist ein schreckliches Gewerbe.

Alle Achtung jedoch für Menand jun., genannt die Artischocke! denn seine Leidenschaften waren einfach und wenig kostspielig. Zwiebeln, Wacholderbranntwein, Peitschenriemen — mein Gott! wenn Menand jun. diese Gegenstände hatte, dann war er zufrieden.

Wir schlagen demnach Menand jun. allen Notarien, welche über die Oberfläche unsers Vaterlandes verbreitet sind, als Muster vor.

Menand jun. ist eine hochstudirte Person. Er besaß keinen Geist, aber verstand prachtvoll im Stehen zu schlafen. Er war nicht so tief in die Gesetze eingedrungen, wie Besnard, das ist wahr, aber man roch ihn schon von fern. Kurz, Menand jun. kann uns vielleicht zeigen, welche Talente im Menschen schlummern. Hütet Euch vor ihm!

Was wir übrigens von ihm sagen, das sagen wir nur,

um allmählig zu dem famosen Abendessen überzugehen, welches gewissermaßen den Eckstein unserer Erzählung bildet.

Das Schloß Ceuil war ein großes häßliches Gebäude, welches unter Ludwig **XIII.** und zwar sehr geschmacklos erbaut war.

Der rothe Saal war der Rittersaal, das historische Gemach des Schlosses Ceuil.

Wir müssen allerdings gestehen, daß nie etwas Wichtiges in dem rothen Saale vorgefallen war. Allein, was kümmert das? Es war einmal der rothe Saal. Man öffnete ihn nie. Bei den Bewohnern der Küche stand der rothe Saal in der höchsten Achtung

In Folge der einsichtsvollen Fürsorge des Vetters und Freundes waren in dem rothen Saale schnell, dem letzten Willen Jean's von der See gemäß, die nöthigen Vorbereitungen getroffen.

In der Mitte desselben war eine große Tafel aufgestellt und gedeckt.

Man zählte auf derselben elf Gedecke, das mit einbegriffen, welches vor den leeren Sessel Jean's von der See gestellt war.

Der Vetter und Freund hatte den Beweis liefern wollen, wie sehr er den letzten Willen des Verstorbenen achte, und daher aus dem Sessel eine Art von Thron gemacht, der sich isolirt am Mittelpunkte der Tafel erhob und mit einer weiten Draperie von schwarzer Serge umgeben war.

Die Gäste konnten den Sessel selbst nicht sehen, wohl aber eine Art von Thronhimmel, der mit schwarzer, mit weißen Thränen besäeter Serge überhängt war und einen Sarg zu bergen schien.

Es war dem Vetter und Freund gelungen, den Ausdruck einer ungemeinen Trauer in diese Vorrichtung zu legen, und er glaubte annehmen zu dürfen, daß den Gästen alle Eßlust vergehen werde. Er war ein Mann von Geschmack und zeigte diesen Geschmack besonders dann, wenn es sich um eine Leichenfeier handelte.

Er bedauerte nur, daß es ihm an Zeit fehlte, den rothen Damast der Sessel und Vorhänge mit schwarzen Ueberzügen und Vorhängen zu vertauschen. Allein für das Unmögliche kann Niemand verantwortlich gemacht werden, und überdieß sah ja der alte, von Würmern zerfressene und in das Violette hinüberschillernde Prunk trauernd genug aus.

Der Saal befand sich in einem höchst vernachlässigten Zustande. Da das Unwetter der letzten Nacht ein halbes Dutzend Scheiben zertrümmert hatte, so hatte man die mit Eicheln versehenen Schnuren gelöst, von denen die Vorhänge an den Seiten der Fensternischen gehalten waren, und der schwere Damast fiel nun gerade nieder, so daß er die tiefen Nischen völlig verschloß.

In dem Kamine war dagegen ein lebhaftes Feuer angezündet.

Drei Thüren führten in den rothen Saal. Von den beiden Hauptthüren, welche einander gegenüber waren, führte die eine nach dem innern Corridor, die andere nach einem unbewohnten Zimmer, welches an das Zimmer Jean's von der See stieß. Die dritte Thür war nur eine Tapetenthür, öffnete sich hinter dem improvisirten Thronhimmel und stellte lediglich eine abgekürzte Verbindung zwischen dem rothen Saale und der Küche her.

Die beiden Hauptthüren wurden sorgfältig von innen verschlossen und verriegelt. Da aber Lucien und Fargeau abwesend, die übrigen Gäste aber mit den Oertlichkeiten des Schlosses nicht bekannt waren, so blieb die Tapetenthür völlig unbemerkt und unbeachtet.

Fargeau kam zwar lange vor dem Beginn des Mahles, allein der arme Mann war so tief in Gedanken versunken, daß man Mitleid mit ihm fühlen mußte. Wie kann man noch an das Verschließen einer lumpigen Thür denken, wenn man einen Oheim verloren und dagegen zehn unerwartete Miterben gefunden hat!

Ueberdieß war auch keine Gefahr vorhanden. Nicht um eines Königreichs willen würden sich die guten Leute, welche in der Küche tafelten, heute Abend dem rothen Saale genähert haben.

Gegen acht Uhr Abends hatten sich die Gäste des Schlosses Ceuil an dem officiellen Orte des Banketts eingefunden. Romblon Vater und Sohn, welche durch ihre Eigenschaft als Nichterben von dem Mahle ausgeschlossen waren, hatten sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, auf welchem ein anständiges Abendessen für sie aufgetragen war.

Denn Alle waren darauf bedacht, die beiden Romblon zu schonen, deren positive Verdienste nicht lange mehr ein Geheimniß für den Leser bleiben werden.

Es waren sieben Gäste, welche in diesem ersten Augenblick versammelt waren.

Jeder wählte sich nach seinem Belieben seinen Platz am Tische, als aber Herr Fargeau sich in die Mitte der Tafel, dem schwarz verhangenen Sessel gegenüber, setzen wollte, da

schob ihn der Vetter und Freund sanft zur Seite und behielt sich selbst diese Stelle vor, um gewissermaßen den Vorsitz zu führen.

O, Sie kennen die Naturgeschichte des Erben noch nicht zur Genüge. Ein Freund und Vetter, welcher das Testament in der Tasche hat, wird entweder grausam oder erhaben, je nachdem die Umstände es erfordern.

Fargeau, der noch Tags zuvor zu drei Viertheilen der Herr des Schlosses gewesen war, Fargeau, der von Besnard, Morin, den beiden Romblon unterstützt wurde, Fargeau, der sicherlich mehr Kenntniß der Verhältnisse, mehr Verstand und vor allen Dingen mehr Treulosigkeit besaß, als Maudreuil, Fargeau wog in diesem Augenblick nicht ein Quentchen mehr.

Maudreuil behandelte ihn ganz verächtlich

Mit seinem Fünfundzwanzig-Sous-Stempelbogen in der Tasche, würde Maudreuil den Kaiser Napoleon besiegt, Talma übertroffen haben, — sein Haupt erhob sich über die Wolken! Er hätte selbst Menand jun. zum Sprechen zu bringen vermocht

Unglücklicher Weise besitzen die Franzosen den Hang, mit den ernsthaftesten Dingen ihr Spiel zu treiben Das ist ein sehr böser Hang.

So hat Jemand an uns geschrieben, um uns zu fragen, ob Menand jun. deßhalb die Artischocke geheißen habe, weil er stets noch Zwiebeln gerochen.

Mein Gott! treiben wir doch nicht über Alles und in Bezug auf Alles unser Gespött! Menand der Aeltere, der Apotheker, liebte die Zwiebeln noch mehr, als Menand jun., und dennoch nannte man ihn nie Artischocke.

Und er würde es auch nicht geduldet haben! Menand senior hatte einen jähzornigen Charakter, welcher sehr mit dem sanften und selbst leidenschaftslosen Gemüth Menands junior im Widerspruch stand.

Nein, Menand junior hatte nicht darum den Beinamen Artischocke erhalten, weil er nach Zwiebeln roch, denn sonst würde Menand senior, der noch mehr nach Zwiebeln roch, mit noch weit mehr Grund jenen Beinamen erhalten haben. Aber Menand senior hatte den Beinamen Artischocke nicht erhalten.

Aber das sind Dinge, welche das kleinste Kind in Vitré weiß.

Hat man etwa über Menand junior spotten wollen, indem man diese unüberlegte, vielleicht böswillige Frage an uns richtete? Menand junior steht aber über jeden Spott erhaben da

Der Vetter und Freund setzte sich also, wie wir unserer Pflicht gemäß berichteten, auf den mittelsten Platz, dem Trauersessel gegenüber. Zu seiner Linken nahm Menand junior Platz. Zu seiner Rechten ließ sich Houël nieder. Der junge Herr von Guérineul, welcher zu keiner Verschwörung gehörte, wählte sich eine recht hübsche Stelle, eine Stelle, wo er eine kalte Pastete, Wein und Rum vor sich hatte. Er machte es sich möglichst bequem.

Die übrigen Stühle blieben leer.

Sie erwarteten Lucien und drei andere Erben, welche wir ebenfalls kennen lernen werden

Wir müssen bekennen, daß, Herrn Fargeau ausgenommen, welcher wüthend übelgelaunt war, die übrigen Gäste sich vergebens bemüheten, traurig zu scheinen. Ungeachtet des unheimli-

chen Anblicks des alten Saales, in welchem eine wahre Kerkerluft herrschte, sah Jeder seelenvergnügt aus, drückten die Züge Aller die vollkommenste Heiterkeit aus.

Meiner Seel'! es handelte sich für Jeden um eine Erbschaft, welche mindestens zehntausend Livres jährlicher Zinsen eintragen mußte! Zehntausend Livres jährlicher Zinsen, das ist und bleibt aber allemal eine lustige Sache, was man auch sagen möge.

Da das Sterbezimmer nicht sehr fern war, so hörte man in den ersten Augenblicken ziemlich deutlich die Stimme des Pfarrers von Vesvron, welcher die Sterbe-Litanei hersagte. Auf die Dauer wäre das eine ziemlich unangenehme Nachbarschaft gewesen, allein es war ja nur nöthig, daß man etwas plauderte, um den Priester nicht mehr zu hören.

Der Tisch war reichlich mit kalten Speisen besetzt, und außerdem hatte man Stoff genug zu sehr anziehenden Unterhaltungen.

„Meine lieben Vettern und Freunde," sagte der Präsident Maudreuil, „indem wir uns an dieser Tafel niederlassen, erfüllen wir eine fromme Pflicht. — Unser Freund und Vetter, der achtungswerthe Herr Créhu, der nichts so vollbrachte, wie andere gewöhnliche Menschen, hat bestimmt, daß wir uns zu einem Trauermahle vereinigen. — Sein Wille sei uns heilig!"

Er zog sein Taschentuch hervor. Alle ahmten ihm nach, nur nicht Fargeau.

Als dieser Tribut dem Andenken des Entschlafenen gezollt war, trank und aß ein Jeder so viel, wie ihm beliebte.

Und wie aß nicht Menand! und Guérineul! Beide zeigten sich als echte Bretonen! als Wölfe!

Nur Fargeau aß keinen Bissen. Er war besiegt. Der oberflächlich verlautbarte Inhalt des Testaments war ihm wie eine Bombe auf den Kopf gefallen.

Wie viel lieber wäre es ihm nicht gewesen, hätte das Testament zu Gunsten der armen Bertha gelautet!

Ach, der arme Fargeau hatte sich vergebens dem Teufel verschrieben! Ungeachtet der schönen Diplomatie, welche er entfaltet hatte, war er gewissermaßen auf ein Pflichttheil gesetzt! Er hatte zehn Miterben, er, der sich in seinen Träumen schon als Millionair gesehen hatte!

Fargeau war einer Gewissenspein fähig, wenn das Verbrechen nichts einbrachte.

In diesem Augenblick dachte er an Bertha. Wo war sie? Trugen die Fluthen der Vesvre bereits ihren armen Leichnam dem Wasserfall von Braix entgegen?

Er konnte sich nicht anders denken, als daß sie todt sei.

Und um sich zu trösten, zerbrach er sich den Kopf, sann er bereits auf Mittel, um seine „Consorten" eben dahin zu senden, wohin er Bertha gesendet hatte.

Aber welcher Unterschied! Sie, das arme blinde Kind, war so leicht zu vernichten gewesen!

Und zudem saß er jetzt allein in seinem Nachen. Seine treuesten Genossen, der Rechtskundige Besnard und der Doctor Morin, waren nun seine Miterben, hatten mit einem Male ganz andere Interessen, als früher.

Dennoch hoffte Fargeau noch. Es schien ihm unmöglich, daß die Antheile an der Erbschaft gleich sein könnten, und mit schrecklicher Ungeduld erwartete er die Mittheilung des Testaments.

Der Vetter und Freund flößte ihm ein wahrhaftes Grausen ein.

„Sind wir denn einzig um des Essens willen hier?“ fragte er in einem bittern und kummervollen Tone.

„Bomben-Element! nein,“ rief Guérineul; „auch des Trinkens wegen!“

„Wenn Herr von Maudreuil mir das Testament meines Oheims zureichen wollte,“ nahm Fargeau wieder das Wort, „so würde ich ihm dafür dankbar sein, denn ich möchte gern den Inhalt desselben kennen lernen.“

„Mein Vetter und Freund,“ antwortete Maudreuil, „jeder politische oder unpolitische Verein bedarf eines Präsidenten oder Dirigenten. Zufolge stillschweigender Einwilligung aller unserer hier vereinigten Vettern und Freunde, bin ich provisorischer Dirigent dieses Vereins — Ich habe den Verein hierher zusammenberufen, während Sie wer weiß wo? waren. — Das ist kein Vorwurf, mein Vetter und Freund Fargeau, aber ich, ich wachte neben dem Sterbelager Ihres achtungswerthen Oheims.“

„Das ist wahr!“ fiel Guérineul dem Sprechenden in die Rede; „Maudreuil wartete auf dem Corridor —“

„Haben Sie ihm etwa die Augen zugedrückt?“ fuhr der Vetter und Freund unerschütterlich fort; „hören Sie, wir sind hier im Familienkreise, und ich darf also ein freies Wort sprechen. — Wenn ich den Schrank Jean's von der See nach seinem Hintritt mit einer Eile geöffnet habe, in welcher Fremde eine Unschicklichkeit hätten finden können, so habe ich das nur Ihretwegen gethan, mein Herr Fargeau.“

„Meinetwegen, mein Herr?“

„Ihretwegen, mein Herr!"

Der Vetter und Freund hatte eine olympische Haltung angenommen.

„Ihretwegen," wiederholte er, „und zwar einzig Ihretwegen! — denn wenn der Zufall gewollt hätte, daß das Testament in Ihre Hände gefallen wäre, so würden Sie dasselbe vernichtet haben!"

Fargeau erhob sich, während er blau von Zorn wurde.

Er blickte alle Anwesenden an, um zu sehen, ob nicht Einer von ihnen ihm beistehen oder unterstützen würde. Aber seine beiden bisherigen Genossen schlugen die Augen nieder.

Menand junior, der früher auch so halb und halb zu seiner Partei gehört hatte, verzehrte mit verlegener Miene seine Serviette.

Houël und Guérineul erwiderten seinen Blick auf eine sehr spöttische Weise und gaben sich dadurch als seine Feinde zu erkennen.

Fargeau setzte sich wieder.

„Recht so!" sagte der Vetter und Freund; „es ist das Vernünftigste, was Sie thun können, daß Sie sich wieder setzen; denn ich muß Ihnen den brüderlichen Wink geben, daß unser junger Vetter und Freund, der Chevalier Felix de Guérineul, bereits seit langer Zeit auf eine Gelegenheit wartet, Ihnen die Rippen im Leibe zu zerbrechen."

„Ja — ja —" brummte Guérineul; „aber das wird sich ein ander Mal finden."

„Was das Testament betrifft," fuhr der Vetter und Freund mit verdoppelter Feierlichkeit fort, „so werden nicht nur Sie den Inhalt desselben kennen lernen, sondern wir Alle. — Ich frage

hiermit meine Vettern und Freunde, ob sie bereit sind, die Vorlesung desselben anzuhören."

„Ja, ja, ja!" lautete die einstimmige Antwort.

Maudreuil zog mit großer Feierlichkeit den Stempelbogen aus der Tasche.

„Die Abwesenden werden sich im Nachtheil befinden," sagte er; „sie werden das nicht erfahren, was unter uns beschlossen werden wird."

„Lesen Sie! lesen Sie!" riefen die ungeduldigen Vettern und Freunde.

Man hatte die Teller zurückgeschoben und die Gläser gefüllt.

„Bevor ich jedoch lese," sagte der Vetter und Freund, „muß ich eine letzte Förmlichkeit erfüllen, welche von dem Testator vorgeschrieben ist.

„Hagel-Zwetschen-Element!" rief Guérineul; „der Geier hole die Förmlichkeiten! — Aber, reichen Sie mir Ihre Flasche zu und machen Sie dann so viel Förmlichkeiten, wie Sie wollen."

„Diese letzte Förmlichkeit," fuhr Maudreuil fort, „besteht darin, daß ich mit lauter Stimme die Namen aller Erben aufrufen muß, deren Liste sich auf diesem Papier befinden. — Ich beginne: Herr Fargeau Créhu de la Saulays!"

„Hier!" antwortete Fargeau übelgelaunt.

„Herr Lucien Créhu de la Saulays."

Niemand antwortete.

„Herr Doctor Morin!"

„Hier."

Besnard, Menand junior, Houël und Guérineul antworteten in gleicher Weise, als ihre Namen aufgerufen waren.

„Fräulein Olivette!“ rief jetzt Maudreuil.

Alle blickten ihn verwundert an.

„Sie wollen sagen: Bertha,“ murmelte Fargeau.

„Nein — Fräulein Olivette“

„Das Donnerwetter von Landernau!“ rief Guérineul aus, „die ist in der Küche. Na, wenn Sie wünschen, so werde ich sie sofort rufen“

Der Vetter und Freund gab ihm einen mißbilligenden Wink und fuhr dann fort:

„Herr Tiennet Blône!“

Es entstand ein allgemeines Gemurr Hatte der Vorstorbene etwa seine Vettern verspotten wollen?

„Herr Honoré Crehu de Pelihou!“ endete Maudreuil.

Bei dem Aufruf dieses letzten Namens, der Allen gleich unbekannt war, vernahm man einen unbestimmten Ton, der aus der Ferne zu erschallen schien.

„Wieder ein Abwesender!“ sagte Morin.

„Das ist wunderbar,“ murmelte Besnard; „mir kam es vor, als würde auf den Aufruf geantwortet.“

„Mir auch,“ versetzte Maudreuil.

„Was war das?“ fragte der Doctor.

„Es schien mir,“ antwortete Besnard, „als habe eine Stimme irgend wo hier im Zimmer gerufen: „Hier!“

„Blitz-Zwetschken-Kern!“ rief Guérineul aus, „Sie trinken nicht genug, Herr Besnard, deßhalb klingen Ihnen die Ohren. — Wenn es Jedermann so redlich mit seiner Flasche meinte, wie ich, so würde Niemand Geisterstimmen vernehmen.“

„So hören Sie doch nur!" fiel Maudreuil dem Sprechenden in die Rede und legte einen Finger auf den Mund.

Das war etwas Wunderbares.

Dieses Mal hörte man ganz deutlich eine schwache und sanfte Stimme, von der man nicht unterscheiden konnte, von wannen sie kam, die aber auf eine gewissermaßen gefällige Weise wiederholte:

„Hier! — hier! — hier!"

Jeder blickte seinen Nachbar an. Es ward mäuschenstill. Die Stimme des Priesters, übertönt bisher durch den Lärm der Gäste, ward wiederum deutlich hörbar und ließ die schwermüthigen Klänge des Todtensegens vernehmen.

Die Erben Jean's von der See wurden sämmtlich bleich, wie Leichen.

Jene beiden Stimmen, von denen die eine so kräftig an den Tod gemahnte, die andere gewissermaßen aus der Erde hervorzutönen schien, ließen eine Eises-Kälte durch die Adern rieseln.

Es bedurfte jetzt nur eines geringen Anlasses, um die unbestimmte Unruhe in ein Grausen zu verwandeln, und Alle erbebten heftig, als sie sahen, daß sich die schwarze Draperie des leeren Sessels in dem Luftzuge bewegte, welcher durch die vom Ungewitter zerschlagenen Scheiben hereinströmte.

War das aber auch der Luftzug?

Alle, welche um den Tisch saßen, hatten in diesem Augenblick einen und denselben Gedanken.

Sie erinnerten sich an den dunkeln Satz:

„Der Sessel Jean Crehu's wird mit einem schwarzen Flor verhängt werden und leer bleiben bis zu dem Augenblick, wo

derjenige ihn einnehmen wird, welcher das Recht hat, ihn einzunehmen."

. . . .

Der Priester betete in dem nahen Zimmer:

„Fiant aures tuae intendentes in vocem deprecationis meae."

Die fantastische Stimme aber wiederholte, und zwar dieses Mal ganz nahe den Ohren der Gäste:

„Hier, hier, hier!"

Zu gleicher Zeit öffnete sich die schwarze Draperie und man sah Jean von der See auf seinem Sessel sitzen.

Jean von der See, mit seinem hagern Antlitz und dem langen, buschigen weißen Barte.

Alle Gäste rückten entsetzt mit ihren Stühlen zurück. Der Ausdruck des Grausens lag in den Zügen Aller.

Jean von der See lächelte ruhig und wiederholte, indem er sich gegen die Gäste verneigte:

„Hier, hier, hier!"

Bei wem betete denn der Pfarrer von Vesvron noch?

Menand junior verlobt sich.

Wir sahen bereits, wie das Gespenst durch die Küche schritt und die Dienerschaft in Furcht versetzte, bevor es die Herrschaften erschreckte.

Denn die Herren waren in der That erschreckt.

Morin, Besnard, Houël und Guérineul sahen das Gespenst mit verstörten Blicken an; Menand jun. klapperte mit den Zähnen, obgleich er bereits die ganze Serviette im Munde hatte. Selbst der Präsident Maudreuil hatte offenbar die Fassung verloren.

Nur Fargeau empfand eine Art boshafter Freude, als er sah, wie seine Miterben im höchsten Grade bestürzt waren.

Einigen kam der Gedanke in den Sinn, daß der alte Jean Créhu ganz einfach seine Sterbe-Komödie aufgeführt habe, um seinen Erben einen Possen zu spielen.

Andere sahen ein übernatürliches Ereigniß. Der Todte hatte sich von seinem Sterbelager wieder erhoben.

Niemand dachte daran, das Abenteuer logisch zu erklären. Niemand faßte den Namen Honoré Créhu de Pelihou ernstlich auf.

Man erinnerte sich nicht ein Mal daran, daß dieser Name vorgelesen war.

Es mußte also Jean von der See sein, welcher da auf dem Sitze des Verstorbenen erschien.

„Mein achtungswerther Vetter und Freund," sagte Maudreuil, der zuerst Worte fand, obschon seine Stimme entsetzlich zitterte; „ich weiß nicht, welcher Beweggrund Sie hat vermögen können —"

„Hier, hier, hier!" unterbrach ihn das Gespenst mit freundlicher Betonung und als hätte es sich wegen seines zu späten Erscheinens entschuldigen wollen.

Das war die Stimme Jean's von der See wahrhaftig nicht.

Aber dieser so kenntliche Kopf! dieser weiße Bart! diese so große, schmale Stirn, welche hoch und durchscheinend war, als wäre sie aus geläutertem Wachs gegossen!

„Wenn ich den Herrn Rector herbeiholte," sagte Houël dem Vetter und Freund in das Ohr, „so könnte man vielleicht einen Exorcismus versuchen."

In diesem Augenblick zog das Gespenst eine kleine silberne Tabacksdose aus der Tasche seines Ueberwurfes.

Jean von der See schnupfte nie.

„Finkerblitzchen!" rief Guérineul aus, indem er keuchte, wie ein Pferd, welches die Rennbahn durchlaufen hat; „er nimmt hol' mich der Teufel! eine Prise! — Der gute Mann ist bei alledem ein drolliger Kauz! — Schaut nur, Vetter und Freund, es ist eine natürliche Person — ein Urahn, alt wie ein Herodes! — Na, im Namen einer Pfeife, ich habe mich gefürchtet!"

Das Eis war geschmolzen. Auch die Uebrigen betrachteten nun das Gespenst, ohne sich zu sehr zu fürchten. Man bemerkte zwischen seinen Zügen und denen Jean's von der See Unterschiede, welche zwar wenig in die Augen fielen, aber doch vorhanden waren. Das Gespenst hatte eine längere Nase, einen spitzeren Bart, eine höhere und schmalere Stirn; es sah zudem noch abgelebter aus, als Jean Créhu selbst in seiner letzten Stunde ausgesehen hatte.

Gewiß! das war Jean von der See nicht. Jean von der See war todt auf immer!

Und dennoch fühlte Maudreuil einen kalten Schauder seinen ganzen Körper überlaufen, als das Gespenst einen Arm ausstreckte, lang wie eine Meßruthe, hager wie ein Besenstiel, und ihm die Dose mit den Worten unter die Nase hielt:

„Kann ich aufwarten?"

Maudreuil und seine sechs Gefährten nies'ten.

Das war eine Wohlthat für sie.

Das Gespenst sagte sehr höflich zu jedem Niesenden:

„Gott helf'!"

Von diesem Augenblick an konnte die Artischocke fortfahren, die Serviette zu verzehren.

Maudreuil nahm allmählich seine wichtige Miene wieder an, und das um so mehr, als Herr Fargeau nicht mehr daran dachte, ihm seine Würde als Präsident streitig zu machen. Herr Fargeau schien nachzudenken.

Besnard und Morin sagten gar nichts. Sie erwarteten ruhig die Vorlesung des Testaments.

Der Vetter und Freund zog endlich dasselbe aus seiner

Tasche, und Fargeau erkannte es als diejenige Urkunde, welche er in der letzten Nacht durch das Schlüsselloch gesehen hatte.

Das Gespenst stellte die kleine silberne Dose auf den Tisch und schickte sich an, die Vorlesung anzuhören.

Dieses Gespenst schien äußerst gutmüthiger Natur zu sein.

Auch von dem wunderbaren und geheimnißvollen Erscheinen abgesehen, blieb es noch immer eine sehr bemerkenswerthe Person. Es zitterte ein wenig mit dem Kopfe und den Händen, und auf dem hektischen Antlitz, welches vollkommen die Töne alten vergelbten Elfenbeins hatte, las man jene naive Schlauheit der Kinder und der Greise.

Seine Augen waren schläfrig, gleich denen einer Katze, welche in der Sonne liegt. Aber bisweilen schoß aus der Tiefe des grauen Sterns ein schnell vorübergehender Strahl.

Diese Strahlen glichen Blitzen.

„Sie sind der Herr Honoré Créhu de Pelihou?“ fragte endlich der Vetter und Freund mit einigem Zögern.

„Ja, ja, ja,“ antwortete das Gespenst freundlich.

„Darf man vielleicht fragen, auf welche Weise Sie hereingekommen sind?“

Das Gespenst lächelte sehr freundlich.

„Ich wollte ihm eben einen kleinen Besuch abstatten,“ antwortete es, „einen kleinen freundschaftlichen Besuch. — Ich hatte ihn seit fünfundsechszig Jahren nicht gesehen. — Da sagte man mir unterwegs, daß er todt sei. Der arme Jean! ich beklage ihn aufrichtig; ja, ja, ja! — Allein nun möchte ich wissen, was er für mich durch sein Testament bestimmt hat.“

„Damit haben wir noch immer nicht erfahren, wie Sie hereingekommen sind,“ sagte der Vetter und Freund.

Das Gespenst zog die weißen Brauen ein Wenig zusammen.

„Wie?" wiederholte es; „gut, gut, gut! – man kommt herein, wie man kann — die Sonne durch die Scheiben, der Wind durch die Spalten der Thür — ja, ja, ja! Ich kenne den Weg seit vierundachtzig Jahren, denn ich bin der Aeltestgeborne!"

Das Gespenst richtete sich stolz empor.

Hätte der Vetter und Freund die vier Seiten des Testaments vollständig gelesen gehabt, so würde er diese letztern Worte begriffen haben; aber der Vetter und Freund hatte an diesem Abende so viel zu thun gehabt! Kaum war ihm die Zeit geblieben, einen flüchtigen Blick auf das gestempelte Papier zu werfen, um sich zu überzeugen, daß sein Name in der Reihe der Erben nicht vergessen sei.

Er wiederholte indeß seine Frage nicht, denn der Blitz, welcher wiederum aus den Augen des Gespenstes leuchtete, benahm ihm zu einem großen Theile seinen Präsidenten-Muth.

„Reichen Sie mir die Flasche Rum zu!" sagte in diesem Augenblick der kleine Greis.

Guérineul hätte in seinen Unmuth ein Paar Pistolen haben mögen; aber er reichte die Flasche hin.

Das Gespenst goß einen Tropfen auf die Spitze einer Messerklinge und führte dann die Spitze der Messerklinge in den Mund.

Dieser übermäßige Genuß machte den Greis wortreicher.

„Wir sind hier unser acht," sagte er, „denn ich weiß Alles. — Ja, ja, ja! – Wo sind die drei Andern?"

„Was Herrn Lucien Créhu und den Burschen Tiennet

Blône betrifft," antwortete Maudreuil, „so wissen wir nicht, wo sie sind, — aber es ist auch noch ein junges Mädchen, Namens Olivette, genannt, welches wir rufen könnten."

„Nimmt Jemand Antheil an diesem jungen Mädchen?" fragte der Greis weiter.

Niemand antwortete.

Der kleine Greis wurde nochmals ausschweifend. Er verschluckte jetzt zwei Tropfen Rum mit einem Male.

„Sie haben zu bedenken, daß sich die Abwesenden in unsere Beschlüsse werden fügen müssen," fuhr der Greis fort. „Das junge Mädchen ist reich; ist es auch schön?"

„Potz Stern!" antwortete Guérineul, „zum Küssen schön!"

„Wollen Sie das Mädchen heirathen?"

„Sie ist Magd, und ich bin Edelmann."

„Und Sie?" fuhr der Greis fort, indem er sich an Houël wandte.

„Ich bin zu alt."

„Und Sie?" fragte abermals der Greis.

Es war Menand jun., an welchen er sich dieses Mal wandte.

Die Artischocke öffnete den Mund, welcher Riemen, Schnüre und gewebte Stoffe jeglicher Art zu verzehren gewohnt war.

Er sprach nicht. Und hätte er zwei Zwiebeln damit verdienen können, so würde er nicht gesprochen haben. Aber er lächelte überselig und gab durch ein Kopfnicken zu erkennen, daß ihn diese Heirath zu dem glücklichsten aller Notare machen würde.

„Nun gut!" sagte der Greis, der jetzt den Muth faßte, so-

gar drei Tropfen Rum von der Spitze seiner Messerklinge zu genießen; „das ist also eine abgemachte Sache! Sie stimmen also für sich und für sie — denn wir werden wichtige Angelegenheiten unter einander abzumachen haben, meine guten Herren!"

Der Greis richtete sich plötzlich auf und seine Augen leuchteten. Ein kalter Schauder rieselte durch die Adern der Anwesenden.

Es lag jetzt etwas Satanisches in dem gutmüthigen alten Manne.

„Ja, ja, ja!" fuhr er fort und blinzte mit den Augen; „was aber die beiden Abwesenden betrifft, so ist es für sie desto schlimmer. — Etwas früher oder etwas später werden wir Alle sterben. — Desto schlimmer für sie. — Desto schlimmer, desto schlimmer, desto schlimmer!"

Unter denjenigen Anwesenden, deren Gegenwart der Leser kennt, erregten diese Worte nur Staunen, und vielleicht auch einige Unruhe. Aber es war noch eine andere Person zugegen, ein armes Herz, welches im Dunkel schlug, und für welches jedes der gesprochenen Worte ein Dolchstoß war.

Es war das eine Drohung des Todes!

„Nun," fuhr darauf der Greis fort, welcher bereits eine Wichtigkeit erlangt hatte, die zum Mindestens der des Vetters und Freundes gleichkam, „nun lesen Sie das Testament vor, ich höre zu."

Er goß vier Tropfen Rum auf die Messerklinge und verschluckte sie muthig und tapfer.

Dann stützte er sein spitzes Kinn auf die beiden Daumen und blickte unverwandt den Vetter und Freund an, welcher das geöffnete Testament in der Hand hielt.

Dieser räusperte sich feierlich und begann seine Vorlesung, wie folgt:

„Im Angesicht meines nahenden Todes und im Vollgenuß meiner geistigen und moralischen Fähigkeiten, wie die Art und Weise der Abfassung gegenwärtiger Urkunde hinreichend darthun wird, übergebe ich Endesunterzeichneter denen, welche mich gekannt haben, meine fest begründeten Ansichten und meinen letzten Willen."

„Es ist Gegenwärtiges mein Testament und vom Anfang bis zum Ende von meiner eignen Hand geschrieben —"

„Warten Sie, warten Sie, warten Sie!" unterbrach hier der Greis den Sprechenden; „das beginnt sehr schön — mein kleiner Bruder schrieb einen köstlichen Stil. — Allein es kommt ein garstiger Luftzug durch jenes Fenster —"

Er zeigte nach einem Fenster zu seiner Rechten, dessen Vorhänge sich in der That im Luftzuge bewegten.

Guérineul erhob sich und steckte die Vorhänge mit einer Nadel zusammen, welche er von der Artischocke erborgte, die ein lebendiges Nadelkissen war.

Wenn es Guérineul eingefallen wäre, hinter die Vorhänge zu sehen, so würde er —

Allein er hatte diesen Einfall nicht, und wir wollen daher der Geschichte nicht vorgreifen.

Die Vorlesung.

Der Vetter und Freund fuhr demnach mit der Vorlesung des von Jean von der See hinterlassenen Testamentes fort.

„– von meiner eignen Hand geschrieben.

„Ich beginne damit, daß ich ohne Stolz, wie ohne Scham erkläre, daß ich an ganz und gar nichts glaube, ausgenommen an die angeborne Verdorbenheit des Menschengeschlechts.

„Ich habe zweiundachtzig Jahre gelebt und noch kein menschliches Wesen kennen gelernt, welches nur den zehnten Theil eines fetten Kapauns werth gewesen wäre.

„Die Erzählung meines Lebenslaufes könnte vielleicht fruchtbringend sein. Allein, wenn ich auch geneigt bin, einigen elenden Schuften von meiner Bekanntschaft ein Vermögen zu hinterlassen, welches ich in das ewige Nichts nicht mit hinübernehmen kann, so bin ich doch keineswegs gemeint, mich damit zu ermüden, daß ich zu ihrem Frommen meine Odyssee niederschreibe.

„Mit wenigen Worten: ich bin im Jahre 1746 geboren. Ich habe die beiden letzten Regierungen der großen Monarchie gesehen. Ich habe die Republik, das Kaiserreich und die neue Herrschaft der Capetinger gesehen.

„Die alte Monarchie hatte ihr Gutes. Die Republik war erhaben und schafsköpfig; das Kaiserreich war nur die Befriedigung einer grenzenlosen Ehrsucht: ein großes Genie hatte die Karten in dem Augenblick ergriffen, als va banque! gesagt werden sollte. Die Restauration ist ein krankes Vieh, welchem der Liberalismus, der wo möglich noch alberner ist, als die Restauration, warmes Wasser und Klystiere reicht.

„Ich verließ meine Heimath, ein albernes Land! Ich war damals achtzehn Jahre alt. In meinem siebenundsechszigsten Jahre kehrte ich in dieselbe zurück. So bin ich also neunundvierzig Jahre meines Lebens abwesend gewesen.

„Auf dieser Welt ist es hier so schlecht, wie dort. Man langweilt sich überall, denn überall tritt einem das zweibeinige Vieh entgegen, welches Mensch genannt wird.

„Ich bin Soldat gewesen, Deserteur, Gefangener in der Bastille, Patriot, Mißvergnügter, Armee-Lieferant und endlich Seeräuber. Dieses letzte Handwerk ist das einzige, welches ein anständiger Mann betreiben kann.

„Ich habe genug Engländer getödtet, um auf den Titel eines Helden Anspruch machen zu können. Im Anfang macht es einem viel Spaß, die Engländer zu tödten, aber nach gerade verliert auch diese Lust ihren Reiz. Jetzt bin ich so weit gekommen, daß ich keinen Finger regen würde, und könnte ich auch zehn Engländer tödten.

„Verlassen Sie sich darauf, daß auch Marat müde geworden sein würde, die Aristokraten einen Kopf kürzer zu machen; es kam lediglich darauf an, ihm Zeit zu lassen —“

Der Vetter und Freund holte Athem.

Das Gespenst blickte ihn stets unverwandt an, das Kinn

auf die spitzen Daumen gestützt. Man sah wohl, daß es etwas trunken war, denn es hatte nun schon fünf große Tropfen Rum von der Messerklinge verschluckt.

Fargeau hörte mit einem verächtlichen Lächeln der Vorlesung zu.

Morin und Besnard lauschten mit großem Ernst.

Menand **jun.** dachte, wie wir gestehen müssen, an seine Flitterwochen und kaute an einem Zipfel des Tischtuches, um wenigstens ein Stückchen Serviette zu behalten.

Der alte Houël öffnete die Augen weit, und der junge Herr von Guérineul fand „hol mich, straf mich!" das ganze Testament sehr abgeschmackt.

Im Grunde sind wir alle seiner Ansicht. Allein wir müssen mit der Mittheilung fortfahren.

Der Vetter und Freund las weiter:

„Die Menschenrasse ist verderbt, weil sie ohnmächtig ist, und umgekehrt geht aus der Verderbtheit neue Ohnmacht hervor. Wenn der Mensch hienieden irgend eine Macht hat, so ist es nur die, daß er sich selbst schaden kann, indem er andern schadet.

„Alles Uebrige ist Lüge.

„Daraus folgt unwiderleglich, daß der menschliche Fortschritt ein Hirngespinst ist.

„Ferner folgt daraus, daß selbst die Idee des Fortschrittes, die einfache und reine Idee des Fortschrittes, weil sie der Natur des Menschen entgegen, dereinst eins der größten socialen Verbrechen sein wird.

„Damit das geschehe, reicht es hin, daß die Idee des Fortschrittes ihre Windeln verlasse und hinreichend Proselyten erlange,

um eines schönen Tages das feigherzigste Wesen in der Welt in Furcht zu setzen.

„Und dieses feigherzige, elende, verthierte, blinde, schwachköpfige Wesen ist die Welt selbst.

„Die Welt, oder, wenn man lieber will, die in ihrer gegenwärtigen Weise organisirte Gesellschaft.

„Ich bin gezwungen, die Erde zu verlassen, bevor noch die erste Kanone abgefeuert ist, welche mit dem marktschreierischen Pulver aus den leeren Gehirnkästen der Denker geladen wurde. Es wird das ein sehr merkwürdiges Ereigniß sein, allein es bedarf noch einiger Zeit zu seiner Entwicklung.

„Von allen Ländern des Erdenrundes ist Frankreich offenbar das albernste, das unwissendste und das häßlichste. Das kann man mir auf mein Wort glauben. Ich habe fünf Mal die Welt umsegelt.

„Gerade weil Frankreich in Rücksicht der Albernheit den höchsten Rang einnimmt, wird es wahrscheinlich die große Orgie der Denker eröffnen.

„Das wird ein kostbares Fest sein. Ich möchte wohl dabei sein.

„Wenn man dann ein halbes Dutzend Tyrannen niedergehauen, ganze Wälder von Freiheitsbäumen errichtet, einige tausend Köpfe zerschlagen und ganze Berge weißes Papier beschmiert haben wird, so werden die Frösche wieder nach einem Könige quaken [1]).

Nur wird die constitutionelle Regierungsform verschwinden, weil sie lediglich ein Uebergang ist.

---

[1]) **Roi** (König) hat in der Aussprache große Aehnlichkeit mit dem Quaken der Frösche.

„Der Absolutismus, welcher offenbar der einzige mögliche und regelrechte Zustand in der Menschheit ist, wird seinen so oft verbrannten Thron wieder besteigen und Europa wird, wie schon Napoleon vorhergesagt hat, kosakisch werden.

„Was Frankreich an diesen Abgrund gebracht hat, das ist eine Sache, welche ich liebe — mit Erlaubniß des Doctor Morin sei es gesagt — ein Ding, das man Liberalismus nennt."

Morin fühlte sich offenbar geschmeichelt; er lächelte doctorhaft und glaubte, sich verneigen zu müssen, wie man sich verneigt, wenn der Christus von der Kanzel genannt wird.

Was aber beklagenswerth war, das war die Wirkung, welche durch die Vorlesung des Testaments auf die Zuhörer hervorgebracht wurde. Dieses in so mannigfacher Beziehung merkwürdige Schriftstück machte vollständig Fiasco.

Man sagte nicht einmal mit halben Worten das, was man sonst stets von Jean von der See zu sagen pflegte:

„Ein gewaltiger Geist!"

„Hm! — was für Ideen in diesem Kopfe wohnten!"

„Er unterschied sich in jeder Hinsicht von andern Menschen!"

Nein, nichts von alle dem. Hier und da ein unterdrücktes Gähnen, das laute Schnarchen Guérineul's und der Artischocke, das waren die einzigen Lebenszeichen, welche von der Gesellschaft gegeben wurden.

Dieser Umstand, geliebter Leser, veranlaßt uns, Dir auch nicht ein einziges Wörtchen von diesem denkwürdigen Testamente zu verschweigen. Bedenke nur, daß Jean von der See, der arme alte Heide, seine Seele der ewigen Verdammung preisgab, um etwas Effect hervorzubringen.

Wir wollen der Welt das letzte Geistesproduct dieses Phi-

losophen nicht vorenthalten. In zwanzigtausend Exemplaren wollen wir sein Testament abziehen lassen. Man muß die Wüthenden etwas ermuthigen, denn es bliebe ja sonst nichts für die Romanschreiber übrig, als die Perücken Ludwigs XIII., die Schönpflästerchen, der Puder des achtzehnten Jahrhunderts, kurz der ganze jämmerliche Apparat, mit welchem die Haarkünstler die Wachspuppen ihrer Ladenfenster ausstatten.

Also: die letztwillige Beredsamkeit Jean's von der See gefiel durchaus nicht. Da aber die Langweile das widerwärtigste Ding von der Welt ist, so suchten Alle, die um den Tisch saßen, einen Trost in den Flaschen. Die Gläser wurden schweigend geleert. Die Trunkenheit erschien aber noch immer nicht, da sie durch die schlechte Laune niedergehalten wurde.

Nur das Gespenst mit seiner pergamentnen Haut und seinen erloschenen Augen sah heiter aus. Es hatte seine Portionen stets um einen Tropfen vermehrt, und war jetzt schon so weit gekommen, daß es den Rum aus einem kleinen Löffel zu sich nahm.

Der Vetter und Freund erlag seiner schwierigen Aufgabe fast. Er war etwas entmuthigt. Dennoch ergab er sich heldenmäßig in sein Loos und fuhr fort:

„— Liberalismus nennt.

„Ich liebe den Liberalismus, weil ich nichts Jämmerlicheres und Vergänglicheres kenne.

„Der Liberalismus weiß nicht, was er thut, weiß nicht, was er will, weiß nicht, wohin er führt. Es ist der plumpe Stolz des Spießbürgers, welcher droht, bevor er sich empört.

„Der Liberalismus wird siegen. Er wird den Spießbürgern die Souverainetät verleihen. Um diesen wucherischen Thron

werden Zucker, Indigo, Kaffee, Wechselbriefe, Hauptbücher, Thran 2c. stehen und die schwerfälligste, unvernünftigste, jämmerlichste Aristokratie bilden.

„Was wird daraus werden? Der dritte Bodensatz der Gesellschaft wird nach den Spießbürgern hinaufschauen, welche sich auf ihrem Piedestal breit machen. Und der dritte Bodensatz der Gesellschaft wird vor Aerger roth werden, wie ein Puterhahn, denn die Spießbürger werden übermüthig sein, wie ein Tütchendreher, wenn er ein großer Herr geworden ist.

„Eine neue Opposition wird sich erheben. Was für einen Namen wird sie führen? Ich weiß es nicht, und es kümmert mich das auch sehr wenig. Es wird der Liberalismus des Liberalismus sein. Um nicht nöthig zu haben, den Geist anzustrengen, wird diese Partei die Werke meines alten Freundes Baboeuf lesen.

„Nun, nieder mit allem, was da ist! Die Saint-Simonisten, über welche Paris erstaunt, stehen nur in der Kindheit der Kunst! Die Wahrheit ist Lüge; die Schönheit ist Häßlichkeit; das Eigenthum ist Diebstahl; der Tag ist Nacht u. s. w.

„Macht Platz in Charenton für die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

„Nieder! nieder! Gleichheit und Vernichtung! das sind die beiden heiligen Symbole des Weltalls!

„Unglücklicher Weise ist aber dieser dritte Bodensatz der Gesellschaft aus zu verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt. Ueberdieß werden die Sophisten, welche er an seine Spitze stellen wird, bald dahin kommen, daß sie sich gegenseitig die Eingeweide zerfleischen. Das wird keine Dauer haben.

„Das Zittern der Erde, wenn sie den Liberalismus ver-

nichtet, wird noch lange nicht so viel werth sein, wie die Schreckenszeit. Die Welt artet aus. Dieses Mal wird man nicht guillotiniren, sondern sich nur mit den Nägeln kratzen. Der neue Berg wird kein schöner und kräftiger Tiger sein, sondern nur ein Blutegel. —"

Der alte Houël, welcher sich bereits seit zehn Minuten Gewalt angethan hatte, gähnte jetzt überlaut, so daß Guérineul und Menand jun. plötzlich erwachten.

Fargeau dachte fortwährend nach. Besnard und Morin erwarteten den wichtigern Theil des Testaments.

Was das Gespenst betraf, so stützte es das Kinn auf beide Daumen und verließ diese Haltung nur, wenn es seine Dosen Rum steigern wollte. Es war von einem Tröpfchen, welches auf der Spitze einer Messerklinge perlte, ausgegangen und in diesem Augenblick bereits bis zu einem kleinen Gläschen gekommen.

„Könnte man den politischen Theil des Testamentes nicht übergehen?" fragte Besnard schüchtern.

„Wer sich bei den letzten Worten unsers achtungswerthen Vetters und Freundes langweilt," antwortete Maudreuil ernst, „der kann gehen und auf die Wohlthaten des Testaments verzichten."

Das war aber durchaus nicht die Ansicht des Gesetzeskundigen.

„Geduld!" fuhr darauf der Vetter und Freund fort, welcher mit einem flüchtigen Blick die folgenden Zeilen übersehen hatte; „wir kommen jetzt zu anziehendern Dingen."

Mochte das nun eine Drohung oder ein Versprechen sein, kurz die eingeschlummerte Aufmerksamkeit wurde durch diese

Worte wieder erweckt und man lieh der weitern Vorlesung ein williges Gehör.

Maudreuil fuhr fort zu lesen:

„— sondern nur Blutegel.“

„Aber die Komödie ist eben so viel werth, wie das Drama, und — ich bitte meine trefflichen Erben, welche mit so meisterhaft verschwiegener Ungeduld meinen Hintritt erwartet haben, nicht böse zu werden — wenn ich nicht zu alt wäre, wenn ich die geringste Hoffnung hätte, der provisorischen Canonisation des heiligen Babeuf beiwohnen zu können, so würde ich auf der Stelle den Doctor Morin verabschieden und mir nicht so oft von meinem sanften Neffen Fargeau das Trinkglas reichen lassen —“

Dieses Mal hielt der Vetter und Freund unaufgefordert in seiner Vorlesung ein.

Alle öffneten ihre Augen weit.

Das Gespenst lächelte freundlich.

Morin bewegte sich auf seinem Stuhle, und die Wangen des jungen Herrn Fargeau wurden von einer noch fahlern Blässe überzogen.

Es kommt bisweilen im Theater vor, daß doppelte Scenen gezeigt werden, welche zwei gleichzeitige, aber an verschiedenen Orten vorgehende Handlungen vergegenwärtigen.

Es scheint uns nicht, als überschreite ein solches Verfahren die Grenzen der dramatischen Schranken, denn wir sind auch sonst im Leben zu der Anwendung desselben gezwungen.

Es befand sich Jemand hinter den verschlossenen Vorhängen des Fensters, welches links von dem Gespenste war.

Es war ein Mädchen, welches durch den dichten Stoff der

Vorhänge mit einem fast vollkommenen Dunkel umgeben wurde, und welches sich bereits seit dem Eintritt der Gäste hier befand.

Die letzten Worte, welche Maudreuil las, brachte einen solchen Eindruck auf sie hervor, daß sie erbebte und erbleichte. Sie war gezwungen, sich an die Lambris der Fensternische anzulehnen.

In diesem Augenblick wurde sie von hinten von einer Hand berührt, und ihr Mund öffnete sich, um einen Schrei auszustoßen.

Die Hand drückte ihren Arm noch fester.

„Ich bin es, Fräulein Bertha!" sagte in demselben Augenblick eine Stimme dicht an ihrem Ohre.

„Tiennet Blône!" murmelte das junge Mädchen.

„Bst!" machte die Stimme.

Tiennet's Hand griff durch eine zerbrochene Scheibe und drehete den Griff des Fensters. Dieses öffnete sich, und er trat in die Nische ein.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Anzeige.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz wird gratis ausgegeben:

Verzeichniß
neuerer
Romane, Novellen,
Schauspiele und anderer belletristischen Schriften,
welche
in unserm Verlage erschienen und
zu bedeutend herabgesetzten Preisen
durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind. Die ermäßigten Preise gelten nur bis zum Schlusse des Jahres 1851.

G. Bassesche Buchhandlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Féval, Paul

Das Spiel des Todes Von Paul Féval. Aus dem Französischen

Bd.: 2

Quedlinburg und Leipzig 1851

P.o.gall. 2432 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10100522-1